Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 11 | November 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Meistbegünstigungsklausel für Warschau

Die Hintergründe der weiteren USA-Wirtschaftshilfe für Polen

Die Vereinigten Staaten beabsichtigen, der Volksrepublik Polen weitere Hilfe zu gewähren, obwohl man nach wie vor stark verstimmt ist über die „Bereitwilligkeit, mit der Gomulka die sowjetischen Thesen über den Kolonialismus und andere Fragen vor den Vereinten Nationen vertreten hat". Es dürfte aber den polnischen Interpreten gelungen sein, maßgebliche amerikanische Politiker davon zu überzeugen, daß Gomulka sich nur „gezwungenermaßen und um wenigstens einige Freiheiten für das polnische Volk zu retten" in der bekannten Weise in der UN-Vollversammlung verhalten habe.

Des weiteren ist darauf hingewiesen worden, daß Gomulka bereits einige Tage vor Chruschtschow New York verlassen habe, was dahingehend interpretiert wird, der polnische Parteichef habe auf diese Weise demonstrieren wollen, daß er mit dem Auftreten Chruschtschows in der Vollversammlung der Vereinten Nationen nicht einverstanden sei.

Nach vorliegenden Berichten beabsichtigen die USA, der Volksrepublik Polen bei den Handelsbeziehungen die „Meistbegünstigungsklausel" erneut einzuräumen, die im Jahre 1951 aufgekündigt worden war. Durch diese Regelung soll der polnische Export in die USA um ca. 50 Prozent gegenüber dem gegenwärtigen Stand angehoben werden, was wiederum Warschau in die Lage versetzen würde, die Auslandsschulden gegenüber den USA zu vermindern, wie auch Washington in der Lage wäre, einen weiteren erheblichen Posten aus den riesigen Getreidereserven früherer Ernten an Polen zu liefern.

Warschau macht sich nun, wie des weiteren bekannt wird, Hoffnung darauf, daß Washington Polen eine Ausnahme von dem „Battle Act" von 1950 gewähren werde. Dieser „Battle Act" sieht ein Verbot der Lieferung „strategisch wichtigen Materials" an kommunistische Länder vor. Da nach diesen Bestimmungen gleichzeitig auch unmittelbare Bankgeschäfte zwischen den USA und Ostblockländern untersagt sind, andererseits aber nach Wiedereinführung der Meistbegünstigungsklausel auch der Zahlungsaustausch verbessert werden muß, hat Warschau diese Regelungen des „Battle Act" zum Ansatzpunkt genommen, um auch eine Ausnahme von den übrigen Prohibitivbestimmungen zu erreichen. Inwieweit dies zu einem Erfolg führen wird, steht dahin.

Für die erneute Zubilligung der Meistbegünstigungsklausel dürften auch nachdrückliche Vorstellungen maßgeblich gewesen sein, die von amerika-polnischer Seite erhoben worden sind. Der Kongreßabgeordnete Machrowicz hat erst kürzlich wieder die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als polnische Westgrenze durch Washington gefordert und außerdem erklärt, daß ohne weitere amerikanische Wirtschaftshilfe Polen seine Wirtschaftslage nicht meistern könne. Diese Hilfe müsse auch gewährt werden, um „die geistige Widerstandskraft des polnischen Volkes" aufrecht zu erhalten. Washington hat auf das erstere Ansinnen faktisch eine Absage erteilt, der zweiten Forderung aber stattgegeben.



Unvergeßliche Heimat *In Masuren, dem Land der Seen und Wälder, konnte man viele verborgene Schönheiten entdecken. Unser Bild zeigt die Philipponenkirche in Alt-Ukta.* Foto: Sperling

Polemik gegen Preußen

Amerikanisches Deutschlandbuch Zielscheibe polnischer Angriffe

Der in Posen erscheinende „Tygodnik Zachodni" polemisierte aufs schärfste gegen ein in den Vereinigten Staaten erschienenes Buch „Our Changing German Problems" (Unsere sich verändernden deutschen Probleme) von Harold Deutsch, in dem eine sachliche und historisch getreue Würdigung der Bedeutung Preußens und des Preußentums in der deutschen und europäischen Geschichte erfolgt ist.

Harold Deutsch schrieb u. a., Pflichtbewußtsein, Ordnungsliebe, die Unterordnung der Interessen des einzelnen unter das Gemeinwohl seien die preußischen Tugenden gewesen. Preußentum bedeute Aufopferung für das Gemeinwesen, Kargheit und Redlichkeit. Es gebe viele Menschen, die diese Eigenschaften für wertvoll hielten, und es sei daher unrichtig zu sagen, daß Preußen keine positiven Beiträge zur europäischen Geschichte geleistet habe.

Hiergegen schreibt der „Tygodnik Zachodni", der amerikanische Verfasser habe „die raubgierigste Richtung des deutschen Militarismus und der Ausplünderung anderer Völker verteidigt". Dies sei nur deshalb erfolgt, weil die Amerikaner Deutschland um jeden Preis — auch um den einer „Verfälschung des Charakters des Preußentums" — an die amerikanische Politik binden wollten.

Aus den weiteren Zitaten aus dem amerikanischen Buche, die der „Tygodnik Zachodni" wiedergibt, geht hervor, daß Deutsch in der Oder-Neiße-Frage keinen klaren Standpunkt einnimmt: Einerseits weist er auf die Gefahren für die westliche Allianz hin, wenn die Oder-Neiße-Linie anerkannt würde, und andererseits betont er die Probleme, die seiner Ansicht nach entstünden — z. B. die Abneigung Frankreichs gegen eine Verstärkung der deutschen Position —, wenn die Frage der Ostgrenze entsprechend den deutschen Rechtsforderungen gelöst werde.

„Wojewodschafts"-Preis für deutschen Landwirt

Im Kreise Sensburg wurden die diesjährigen Wettbewerbe um den Titel des „besten Pflügers der Wojewodschaft Allenstein" abgeschlossen. Gewertet wurde die Sorgfalt und Schnelligkeit der Ackerbestellung sowie die Geschicklichkeit des Traktoristen bzw. die Beschaffenheit seiner Maschine. Den ersten Preis erhielt der „Autochthone" Kurt Scher, der die Höchstzahl von 74,5 Punkten erreichte.

Westgebiete mit Ostpolen nicht zu vergleichen

Bemerkenswerte Feststellungen eines polnischen Journalisten

Die Oder-Neiße-Gebiete und die polnischen Gebiete ostwärts des Bug-San, die 1945 an die Sowjetunion zurückfielen, stellen „völlig voneinander verschiedene Größen" dar, die nicht miteinander verglichen werden können, heißt es in einem Aufsatz der Warschauer Tageszeitung „Slowo Powszechne", der sich — unter Berufung auf einen Leserbrief — mit der Frage befaßt: „Kann man das jetzige und das ehemalige Polen miteinander vergleichen?"

Der polnische Autor kommt bei der Erörterung dieser Frage zu folgendem bemerkenswerten Eingeständnis: „Allgemein bekannt ist die Tatsache, daß die Westgebiete zahlreiche Industriebetriebe besaßen, die es z. B. in Polesien und Wolhynien nicht gab, und das sollte jeder Pole wissen, um den Wert dieser Länder richtig einzuschätzen, die dank des zweiten Weltkrieges ... zu uns zurückkehrten ..."

Mit diesen Ausführungen hat der polnische Verfasser sowohl die „Kompetenz-These" — wonach die Inbesitznahme der Oder-Neiße-Gebiete nur eine geringe „Entschädigung" für die an die UdSSR gefallenen Bug-San-Gebiete darstellen sollen — als auch die Behauptung der polnischen Propaganda Lügen gestraft, daß die deutschen Ostprovinzen von der preußischen und Reichsregierung „jahrhundertelang vernachlässigt" worden seien.

Aufbausorgen wie vor 15 Jahren

Unter der Überschrift „Wir bauen langsam und reparieren noch langsamer" rügt die Allensteiner Zeitung „Glos Olsztynski" den sehr langsamen Fortgang vieler teils nur in Angriff genommener, teils „seit Jahren vor der Vollendung stehender" Bauarbeiten. Das Blatt führt in diesem Zusammenhang eine Reihe von Beispielen an, so u. a. die Wiedererrichtung der Allensteiner Brauerei, die seit 37 Monaten im Gange sei, die Reparatur-Arbeiten am Gebäude eines Lyzeums in Allenstein (16 Monate) und den Ausbau einer Metallgießerei in Passarge (42 Monate). „Glos Olsztynski" führt als Ursachen für die Versäumnisse bzw. „das Schneckentempo des Wiederaufbaues" in erster Linie Mangel an Verantwortungsgefühl bei den Baufirmen, schlechtes Baumaterial sowie mangelhafte Arbeitsorganisation an. Dadurch würde „das Leben der Bevölkerung im Zeichen der Sputniks und der beabsichtigten Reisen zum Monde in unbegreiflicher Weise erschwert". Der Artikel schließt mit dem Hinweis, daß es ... „15 Jahre nach der Befreiung Zeit ist, andere Aufbaumethoden anzuwenden."

Zu große Vatikantreue verhindert Anerkennung der Oder-Neiße-Linie

Die Zeitung „Glos Olsztynski" („Stimme Allensteins") behauptet in längeren Ausführungen, daß der Vatikan die Anerkennung der deutschen Ostgebiete als zu Polen gehörig bisher verweigert habe, weil er der polnischen Katholiken „zu sicher" sei. Diese Situation würde sich nach Meinung „polnischer Gläubiger" schnell ändern, „wenn die polnischen Katholiken beginnen würden, sich von Rom abzuwenden". Das Blatt behauptet, daß das kanonische Recht dem Vatikan durchaus die Möglichkeit biete, die „Kirchenverwaltung in den Westgebieten zu stabilisieren".

„Investition des Glaubens" letzte Rettung

Polnischer Bericht über Riesenburg: Tote Straßen — zusammenfallende Häuser

Riesenburg im Kreise Rosenberg des ehemaligen preußischen Regierungsbezirks Marienwerder ist im deutschen Vorkriegs-Brockhaus mit 16 Zeilen verzeichnet. Wir erfahren u. a. daß das alte, idyllische Städtchen einst Sitz der Bischöfe von Pomesanien und später Standort eines Kürassier-Regiments war, daß Friedrich Wilhelm I. den Ort ausbauen und eine Wasserleitung anlegen ließ, daß ein Amtsgericht hier seinen Sitz hatte und die Einwohnerzahl um 1935 mehr als 8000 Köpfe betrug. Seit 1945 ist es dann um das durch Kriegsereignisse stark in Mitleidenschaft gezogene Städtchen immer stiller geworden. Und heute taucht das in „Prabuty" umgetaufte Riesenburg als ein unbedeutendes, uninteressantes Provinznest gerade noch mit drei Zeilen im Gemeinde-Almanach der polnisch verwalteten sogenannten „Wojewodschaft Allenstein" auf.

„Gibt es hier bei euch im Ort einen Produktionsgenossenschafts-Betrieb?" — so fragte ein Reporter des Parteiorgans „Glos Olstynski" den ersten besten Einwohner von Riesenburg, dem er beim Betreten der Stadt begegnete. Doch der schüttelte nur den Kopf: bis auf das städtische Sanatorium sei ihm kein solcher Betrieb bekannt... Und das war das erste bedenkliche Zeichen, das der polnische Gast aus der Hauptstadt der „Wojewodschaft" in seinem ersten vierspaltigen Bericht registriert.

Marian Wisniewski konnte nicht umhin festzustellen, daß ihm zunächst und vor allem der wirtschaftliche Niedergang der Stadt und das Fehlen jeder Eigeninitiative seitens der zuständigen Behörden deprimierte. Gleich neben dem Bahnhnf sprangen ihm die völlig unzerstörten Hallen und Lagerräume der einstigen Zuckerfabrik ins Auge, die zu deutscher Zeit laufend 400 Arbeiter und Angestellte und während der Kampagne sogar mehr als 700 Personen beschäftigt hatte. Seit nunmehr 16 Jahren ist jedes Leben in diesen Hallen erstorben. Und alle Hoffnungen, daß sich vielleicht wenigstens einmal ein anderer Großbetrieb finden könnte, der eine wie immer geartete Produktion in den leeren Sälen aufziehen würde, erwiesen sich als Illusion. „Kauft die Fabrik!" fordert in einem Untertitel der polnische Reporter, und er begründet seinen Aufruf mit der vielsagenden Feststellung, daß die einzige im polnisch verwalteten Ostpreußen tätige Zuckerfabrik in Rastenburg nicht entfernt in der Lage sei, die im Durchschnitt jährlich anfallenden 85 000 Tonnen Zuckerrüben zu verarbeiten!

Den Einwohnern von Riesenburg — so wird in dem uns vorliegenden polnischen Bericht weiter betont — sei es allerdings gleichgültig, ob man in den ungenutzten Hallen eine Zukkerfabrik oder irgendeinen anderen Betrieb einrichte. Den Menschen liege einzig und allein daran, daß nur „überhaupt etwas geschieht". Und man müsse doch als Positivum verbuchen, daß die 300 Arbeitslosen, die Riesenburg heute aufweise (darunter 40 Familienväter), noch nicht verzweifelt seien, sondern Hoffnungen auf eine Lösung nährten. Der Autor knüpft an diese Feststellung Betrachtungen allgemeiner Art über den polnischen Nationalcharakter, der u. a. dadurch gekennzeichnet sei, daß ungeachtet aller Erfahrungen und Enttäuschungen die Hoffnung auf eine Besserung der Lage nicht aufgegeben würde, usw.

Nicht weniger als 800 Menschen begeben sich täglich aus Riesenburg zu ihren abgelegenen Arbeitsstätten, wie z. B. nach Marienwerder, Freystadt, Deutsch-Eylau „..., und sogar noch weiter". Im Winter aber werde die Lage noch schlimmer, denn das gegenwärtig noch 40 Menschen beschäftigende Betonwerk werde aufgelöst und die Verarbeitungsstelle für Obstkonserven, in der 70 Arbeitskräfte tätig waren, sei nur während der Saison in Betrieb.

Zusammen mit dem Ortssekretär der KP unternahm der polnische Reporter sodann einen Stadtrundgang. Er kam an „toten und leeren Straßen" vorbei, in denen einst große Häuserblocks gestanden haben. Er beobachtete gesprungene Wände und zusammenfallende Gebäude. Die Schuld daran trüge das unterirdische Kanalisationsnetz, ein Überbleibsel der mittelalterlichen Befestigungsanlagen. Von dem KP-Sekretär aber erfuhr er, daß nach Kriegsende außer einer Schule und fünf „aus privater Initiative entstandenen Einfamilienhäusern „nicht ein einziger Wohnraum errichtet worden" sei. Wörtlich heißt es: „Es deutet nichts darauf hin, daß die zwei ersten Wohnblocks, deren Errichtung für das Jahr 1961 eingeplant ist, in dem genannten Zeitraum Wirklichkeit werden könnten. Wohnungen gibt es also nicht einmal für die Lehrer der neuen Schule."

Nicht nur der KP-Sekretär, sondern auch der Vorsitzende des städtischen „Volksrates" wandte sich schließlich an den Reporter mit der Frage „Was werden nur unsere Wähler von uns denken!?" Marian Wisniewski hat für die Fragesteller einen sehr vielsagenden Trost zur Hand, indem er bemerkt: „Die Wähler — ach was, wenn sie sich wirklich etwas dabei denken, dann werden sie sowieso nichts tun!" Was ihn allerdings nicht hindert, an die Öffentlichkeit zu appellieren, indem er nochmals die Notwendigkeit einer Wiederingangsetzung der Zuckerfabrik unterstreicht. Es handele sich dabei nämlich um mehr als um eine „Wirtschafts-Investition". Es gehe um eine „Investition des Glaubens", und auf sie komme es in Riesenburg an.

Kurzmeldungen aus der Heimat

Waschmaschinen zum Buttern

Den polnischen Verteilungsämtern in Ostpreußen fiel es auf, daß seit einiger Zeit viele Bauern Waschmaschinen kauften, für die man bisher auf dem Lande kaum Verwendung hatte. Nachprüfungen ergaben, daß die Landwirte diese Apparate zum Buttern benutzten und damit Butter erzeugen, die besser als jene aus den staatlichen Molkereien ist. Außerdem waren Waschmaschinen sofort lieferbar, während man auf Zentrifugen mindestens ein halbes Jahr warten mußte.

Geschäfte auf Friedhöfen

Auf Danzigs Friedhöfen suchen neuerdings geschäftstüchtige Zigeunerinnen ihre Opfer, um ihnen ihre Zukunft vorauszusagen. Nach einem Bericht der Zeitung „Glos Wybrzeza" haben die Zigeunerinnen ihre „Tätigkeit" auf die Friedhöfe verlegt, weil die Atmosphäre zwischen den Gräbern für Wahrsagungen besonders günstig ist, und sie hier vor der Miliz mehr Ruhe haben.

Danzig baut Studenten-Viertel

Ein Wohnblock mit 300 Studentenwohnungen ist in Danzig als erster Abschnitt eines Studenten-Stadtviertels fertiggestellt worden.

Noch zehn Wracks vor Danzig

Auf dem Grunde der Danziger Bucht liegen nach einer Meldung der Zeitung „Dziennik Zachodni" noch etwa zehn Schiffswracks, darunter die „Neuwerk", die in den letzten Tagen des zweiten Weltkrieges mit Flüchtlingen an Bord versenkt worden war.

Fernsehbrücke über Königsberg

Eine Fernsehverbindung zwischen Moskau und Warschau über Könisberg und Allenstein soll in den nächsten fünf Jahren hergestellt werden.

Gurnen — schmutzigstes Dorf

„Verzeiht die Ehrlichkeit, aber ein so schmutziges und vernachlässigtes Dorf wie Gurnen im Kreise Goldap habe ich noch nie gesehen ... Mit dieser Feststellung leitet ein polnischer Journalist seine Reportage über das genannte ostpreußische Dorf ein, um im weiteren die völlige Aussichtslosigkeit der dort kürzlich aufgenommenen Wiederaufbauarbeiten zu schildern.

Schloß Lötzen Touristen-Zentrum

Das Schloß in Lötzen, bisher der Sitz einer kulturellen Gesellschaft, soll zu einem Zentrum für Warschauer Touristen umgewandelt werden.

Wohnbauplan kann nicht erfüllt werden

2849 neue Wohnräume sind in diesem Jahr in Allenstein geplant. Nach einer Meldung der Zeitung „Glos Olsztynski" wurde der Plan bis Ende Juni zu knapp 16 Prozent erfüllt. Die Zeitung vertritt die Auffassung, daß der Wohnungsbauplan bis Ende des Jahres mit Sicherheit nicht erfüllt werden kann.

9400 Brände im ersten Halbjahr 1960

Während im ersten Halbjahr 1959 in Polen und in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten insgesamt fast 12 000 Brände verzeichnet wurden, die Schäden in Höhe von 241 Mill. Zloty verursachten, ist, polnischen Angaben zufolge, ihre Zahl im gleichen Zeitraum 1960 auf 9404 Brände gesunken. Die hierdurch im ersten Halbjahr 1960 verursachten Verluste an Volksvermögen beliefen sich auf 211 Mill. Zloty. Als Hauptursache der Brände wird Unvorsichtigkeit erwachsener Personen bezeichnet. Die Abnahme der Brandschäden im Vergleich zum ersten Halbjahr 1959 wird mit den häufigen Regenfällen in diesem Jahre erklärt.

127000 ha Brachland in Süd-Ostpreußen

Über 1000 wirtschaftlich heruntergekommene Höfe

Der Sekretär des Komitees der kommunistischen „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei" für die „Wojewodschaft" Allenstein, Waszuk, erklärte vor der Plenarversammlung dieses „Wojewodschafts-Komitees", die zu Beginn des Monats Oktober in Allenstein stattfand, daß sich im südlichen Ostpreußen — eben der sogenannten „Wojewodschaft Olsztyn" — gegenwärtig immer noch 127 000 Hektar Brachland befinden.

Davon befinden sich 28 000 in der nominellen Verwaltung von Staatsgütern, 90 000 in der Verwaltung des „Staatlichen Bodenfonds", der Rest von 9000 Hektar Brachland setzt sich aus sonstigen Liegenschaften zusammen. Hierzu ist zu bemerken, daß der sogenannte „Staatliche Bodenfonds" diejenigen Acker- und Grünflächen verwaltet, „die niemand haben will", sondern die nur unter großen Mühen und unter Gewährung umfassender Kredite „verkauft" oder den Bauernzirkeln aufgedrängt werden.

Waszuk gliederte das gesamte Brachland in „Schwarzbrachen" und „Grünbrachen", ohne nähere Angaben darüber zu machen, welche von dem gesamten Brachland auf diese beiden Brachflächen entfallen. Aus früheren polnischen Berichten geht hervor, daß unter „Schwarzbrache" jenes Brachland zu verstehen ist, das vor Jahren einmal umgepflügt und bestellt, aber dann wieder brach liegen gelassen wurde, und unter „Grünbrache" kaum oder überhaupt nicht genutzte Hutungen und Ackerflächen, die schon seit jeher brach liegen und auf denen sich Wald oder Gestrüpp ausgebreitet haben.

Besonders aufschlußreich ist es, daß der führende polnische Parteifunktionär betonte, viele „Objekte, die nicht voll bewirtschaftet werden", befänden sich in Gegenden Ostpreußens, die einen guten Boden aufweisen, also nicht etwa auf minderen oder Sandböden. Insbesondere nannte er Kreise wie Braunsberg, Rastenburg, Bartenstein und Ortelsburg. Wörtlich führte Waszuk aus „Abgesehen von den schwach bewirtschafteten Ländereien des Staatlichen Bodenfonds gibt es mehr als eintausend sogenannte wirtschaftlich heruntergekommene Höfe mit einem Gesamtareal von 13 000 Hektar."

Hinsichtlich der Wiesen beklagte er es, daß nur auf 15 Prozent der gesamten Grünfläche die Meliorationseinrichtungen in Ordnung gehalten würden, obwohl 70 v. H. dieser Fläche solche Einrichtungen aufweisen.

Gehöfte und weite Flächen ohne Besitzer

In Südostpreußen und in Ostbrandenburg-Niederschlesien befinden sich noch viele leerstehende Gehöfte, und weite Ackerflächen haben hier noch keine „ständigen Besitzer". Wie „Slowo Powszechne" schreibt, stehen in einigen Landkreisen Ostbrandenburg-Niederschlesiens „zwischen fünfzig und hundert" Bauernhöfe für Ansiedlungszwecke zur Verfügung. Auf diesen Höfen seien die Wohn- bzw. Wirtschaftsgebäude instandgesetzt worden. Außerdem könnten „Hunderte von Hektaren" Land ohne jegliche Gebäude besiedelt werden. Aus dem Bericht des polnischen Blattes geht hervor, daß sich unbesetzte Bauernhöfe bzw. unbesiedeltes Land in den Kreisen Guben, Crossen a. d. Oder, Lebus, Frankfurt O./Ost, Züllichau und Sagan in Ostbrandenburg-Niederschlesien und in den ostpreußischen Kreisen Mohrungen, Braunsberg, Heilsberg, Rössel Pr.-Holland und Ortelsburg befinden.

„Slowo Powszechne" betont des weiteren, daß sich außer polnischen Bauern auch Land- und Forstarbeiter nach Südostpreußen und Ostbrandenburg-Niederschlesien umsiedeln lassen können bzw. sollen, wo sie auf Staatsgütern und in den staatlichen Forsten Arbeit finden könnten. Des weiteren führt die polnische Zeitung aus, die Umsiedler könnten bei einem Erwerb landwirtschaftlicher Grundstücke von beträchtlichen Preisermäßigungen und umfangreichen Krediten sowie von sonstigen Vergünstigungen Gebrauch machen.

Zonengrenze soll Ehen nicht zerstören

Richter müssen gesamtdeutsch denken — Bemerkenswertes Urteil

In einem bemerkenswerten Urteil hat das Bundesverwaltungsgericht in Berlin die Gerichte und andere Staatsorgane darauf hingewiesen, daß in der Bundesrepublik keine Gesetzesauslegung zulässig sei, die der Wiedervereinigung Deutschlands hinderlich ist. Die Gesetzesauslegung müsse, so heißt es in einer höchstrichterlichen Entscheidung, der gesamtdeutschen Konzeption des Grundgesetzes Rechnung tragen und die Wirklichkeit des gesamten deutschen Landes innerhalb seiner früheren Reichsgrenzen transparent werden lassen.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend hob das Bundesverwaltungsgericht eine Entscheidung des Verwaltungsgerichts Wiesbaden auf, mit der einem Lastenausgleichs-Berechtigten der zunächst bewilligte Ehegatten-Zuschlag zur Unterhaltshilfe als Vertriebenem wieder entzogen wurde.

Gegenüber der abweisenden Haltung der Verwaltungsbehörde und der Vorinstanz unterstrich das Bundesverwaltungsgericht, daß persönliche und familienrechtliche Beziehungen zu den stärksten Bindungen gehören, „durch die die beiden Teile Deutschlands einschließlich seiner Hauptstadt Berlin noch zusammengehalten werden". Ihre tatsächliche und rechtliche Aufrechterhaltung sei „in hohem Maße geeignet, die Wiedervereinigung zu fördern". Im Hinblick auf die mit einer legalen Übersiedlung oder mit einer Flucht aus der Zone verbundenen Schwierigkeiten und Unsicherheiten könnten auch längere Zeiträume — wie die in Rede stehenden elf Jahre — erklärlich sein, ohne daß deswegen allein schon „dauernde Trennung" angenommen werden könne.



Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postf. - (Inhaber: Klinger-Verlag, München). Postscheckk.: München 164 000 (Klinger-Verlag, München).

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A - Allgemeine Ausgabe; Ausgabe B - mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C - mit Neue Ermländische Zeitung - erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl 9 Pfg Zustellgebühr. - Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. - Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung; in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22, Tel. 37 68, Postscheckkonto: Hannover 57088. - Druck: Göttinger Druckerei und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

PRESSESPIEGEL

Nicht einmal Selbstverwaltung für Südtirol

„Präsident Eisenhower hat zu Beginn der 15. UNO-Session in einer feierlichen Erklärung das Recht aller Völker gefordert, in freien Abstimmungen selbst zu entscheiden, unter welcher Herrschaft und welchem Regierungssystem sie leben wollten. Daß es da ausgerechnet die Delegierten der USA sein mußten, die sich an die Spitze jener stellten, die den Südtirolern ein weit bescheideneres Recht, nämlich jenes auf Selbstverwaltung, verweigern wollen, ist erstaunlich. Die Erklärung, die amerikanische Regierung müsse auf ihre Bürger italienischer Abstammung angesichts der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen Rücksicht nehmen, klingt etwas zu schäbig.
daß diese Haltung mit den Bündnisverpflichtungen der USA zusammenhängt."

DIE PRESSE, Wien

Merkatz nur Platzhalter?

„Hans-Joachim von Merkatz, in seiner Eigenschaft als Bundesminister für Angelegenheiten des Bundesrates ohnehin nicht recht voll beschäftigt, wird nun also in Personalunion das Amt des Bundesvertriebenenministers ausüben. Er wird das neue Ministerium freilich eher verwalten als politisch führen; denn ersichtlich kommt es dem Bundeskanzler nur darauf an, einen Platzhalter zu haben ...

Für die Vertriebenenverbände bedeutet allerdings die Ernennung des blassen v. Merkatz ebenso eine herbe Enttäuschung wie für die Vertriebenenpolitiker in der CDU/CSU, die bis zuletzt gehofft hatten, ihren sudetendeutschen Parteifreund Schütz auf den seit einem halben Jahr leerstehenden Ministersessel hieven zu können. Sie werden sich nun zu der Einsicht durchringen müssen, daß der Bundeskanzler an eine wie auch immer geartete aktive Vertriebenenpolitik nicht mehr denkt".

HANNOVERSCHE PRESSE

Immer steht einer im „falschen" Lager

„Nach der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden kämpften, so wird berichtet, die Geister der Toten miteinander. Derer, die mit Rom für den Westen und mit Attila für den Osten gekämpft hatten. Auf beiden Seiten kämpften Germanen. Ihre Tapferkeit wird von den Chronisten gerühmt.

Haben die Geister der toten Germanen je aufgehört zu kämpfen? Hallt nicht die deutsche Geschichte wider vom Schlachtruf Deutscher gegen Deutsche? Wenn nicht „West" und „Ost", dann „Nord" und „Süd". „Waibling" und „Welf", „Papist" und „Lutheraner", für und gegen Preußen, für und gegen Napoleon, für und gegen Bismarck, für und gegen Weimar ... Für und gegen jede Himmelsrichtung, für und gegen jede Sache schlägt das deutsche Herz lauter als für die eigene, und nichts haßt der Deutsche so leicht und so gern wie den anderen Deutschen, den im „falschen" Lager. Niemanden schmäht er so gern und erschlägt er so gern. Beim Hassen und Schmähen sind die Deutschen schon wieder angelangt. Wird es dabei bleiben?"

DIE TAT

Allgemeiner Schutz für Minderheiten

„Es ist nicht schwer, aus der Stellungnahme der einzelnen Staaten zur Frage Südtirol die eigenen Sorgen herauszulesen. Niemand wünscht, daß sich eines Tages die eigene Minderheit ebenfalls an die UNO wendet. Und doch ist es eine Kurzsichtigkeit sondergleichen, denn da in der Regel die Staatsgrenzen nicht nach den Siedlungsgrenzen verlaufen, stellt fast jedes Volk Minderheiten. Die Welt ist also keinesfalls in Mehrheits- und in Minderheitsnationen geteilt. Während man jedoch die Minderheit im eigenen Staat assimilieren möchte, ist man bestrebt, jenen Volksteilen, die in anderen Staaten leben, möglichst große Rechte zu verschaffen.

Bisher entschied darüber im wesentlichen die politische und militärische Macht. Wohin das geführt hat, ist bekannt. Es läge deshalb nahe, zu einer allgemein geltenden Regelung zu kommen, die den nationalen Bestand jeder Minderheitengruppe, die es wünscht, sichern müßte. Daß bis dahin noch ein weiter Weg ist, zeigt die Diskussion über Südtirol. Aber es ist gut, daß sie überhaupt stattfindet, und wenn Österreich erreichen kann, daß sich die UNO weiter damit beschäftigen muß, ist es schon ein Erfolg."

DIE BRÜCKE, München

DAS AUSLAND ZUR ODER-NEISSE-LINIE

Feindschaft weiter schüren

„In Zukunft wird es für die Amerikaner und ihre Verbündeten immer schwieriger sein, vorzutäuschen, daß die Oder-Neiße-Grenze nur eine vorübergehende Lösung sei, die man neu regeln oder rückgängig machen werde, sobald einmal der Friedensvertrag mit Deutschland geschlossen wird. Die Ansicht, die Oder-Neiße-Grenze sei ein Provisorium, ist noch immer eine Doktrin, an der die Westmächte hartnäckig festhalten. Eine Unsicherheit in Grenzfragen ist jedoch der europäischen Sicherheit nicht zuträglich.

Die Politiker der Bundesrepublik haben zwar keine gewaltsame Änderung der Grenzen gefordert. Die revanchistischen Gruppen in Westdeutschland werden das aber wahrscheinlich nicht so genau nehmen und die alte Feindschaft weiter schüren."

TIMES, London

Polnische Westgrenze akzeptiert

„Ich hoffe, daß die kanadische Regierung in ihrer Politik eine realistische Haltung einnehmen und sagen wird, daß sie die Oder-Neiße-Linie als die polnische Westgrenze akzeptiert. Tut sie es nicht, würde sie nur die Spannungen verschärfen und dafür sorgen, daß die Warschauer Regierung noch enger mit der Sowjetunion als der einzigen Macht, die die Oder-Neiße-Linie garantieren würde, verbunden wäre."

KANADISCHER RUNDFUNK

Ostpreußens Landwirtschaft 1960

Wie in der „Woiwodschaft" Allenstein 114000 Hektar „verloren" gingen - Landwirtschaftliche Nutzfläche schrumpft weiter zusammen

OW-SONDERBERICHT

Über den Stand der Landwirtschaft in den ostdeutschen Provinzen sind gegenwärtig zwei polnische Untersuchungen erfolgt. Die eine betrifft die „Woiwodschaft" Allenstein und die andere die Stettiner „Woiwodschaft". Während im ostpommerschen Bereich plötzlich ein Defizit von 81 000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche festgestellt wurde sind im südlichen Ostpreußen sogar 114 000 Hektar „verlorengegangen".

Während in Stettin noch die Zeitungen über diese seltsamen Vorgänge schreiben durften, war man in Allenstein vorsichtiger. Über den Zustand der ostpreußischen Landwirtschaft durfte nur Radio Danzig berichten — wohl in der Hoffnung, die Lokalsendungen dieser Station würden im Westen nicht beachtet. Allerdings hat man auch Grund, nicht zuviel öffentlichen Aufhebens von der Situation zu machen. Stellte doch der Sender einleitend fest: „Die Ergebnisse der letzten Bodenbestands-Aufnahme über den Umfang der landwirtschaftlichen Nutzfläche in der Woiwodschaft Allenstein hat das Wunder zuwegegebracht, daß gegenüber früheren Feststellungen plötzlich 114 000 Hektar ‚verlorengegangen' sind... Natürlich kann aber in der Natur nichts verloren gehen, und man muß sich dafür interessieren, wo diese große Fläche denn nun wohl geblieben ist.

Nach einigem Lamentieren nannte der Sender dann endlich den Grund: „Für jeden Hektar Nutzfläche müssen Grundsteuern bezahlt werden. Außerdem wird dafür eine besondere Ablieferungsquote für Getreide, Kartoffeln oder an Schlachtvieh festgelegt. Gemeinde, Staatsgüter oder Landwirte, die also weniger Hektar angeben, brauchen entsprechend weniger Steuern zu zahlen, bzw. weniger abzuliefern. Oft will man bei diesen Manipulationen die Volksmacht aber gar nicht einmal betrügen. Vielmehr sind die betreffenden Flächen in einem Zustand schlechter Bewirtschaftung, so daß sie nur geringfügige Erträge ergeben. Oder die nicht angegebenen Flächen werden aus irgendwelchen Gründen nicht mehr bewirtschaftet."

In Danzig hätte man sich diese umständliche Erklärung wesentlich leichter machen können, wenn man kurz und knapp gesagt hätte: gegenüber der Bodenbestandsaufnahme im Jahre 1959 sind in diesem Jahr 114 000 Hektar Brachland und Unland hinzugekommen, und die landwirtschaftliche Nutzfläche hat sich um elf Prozent (soviel machen nämlich die 114 000 ha aus!) verringert. Man zog es jedoch vor, die Dinge etwas „eleganter" beim Namen zu nennen.

Nur durchschnittliche Hektarerträge von 14 dz

Auf diesem Hintergrund wird die miserable Lage der ostpreußischen Landwirtschaft jedenfalls verständlicher. Gegenüber dem Vorjahr hat man mehr als zehn Prozent des Kulturlandes nicht mehr bebaut und diese Äcker sich selbst überlassen. Selbstverständlich drückt dies die Gesamterträge. In Allenstein hatte man anfangs gehofft, das neuerliche Steigen der Brachfläche werde zu einer intensiveren Bebauung der übrigen Äcker führen. Doch auch diese Hoffnung hat getrogen. Die Getreideernte in Ostpreußen betrug im Durchschnitt nur Hektarerträge von 14 Doppelzentner je Hektar — gegenüber von mehr als 19 dz je Hektar vor dem Kriege (immer bei Sommergetreide).

Es fehlt nicht an polnischen Versuchen, die Gründe für diese negative Entwicklung zu entdecken. Vor allem ist man in dieser Beziehung in Danzig recht aktiv, von wo aus mehrere ostpreußische Landkreise verwaltet werden. In diesem Gebiet südlich von Elbing hat man, wie die Danziger Agrar-Kommission ermittelte, vor allem die Schwierigkeiten mit dem sogenannten „Staatlichen Bodenfonds". In diesem Fonds sind bekanntlich alle landwirtschaftlichen Nutzflächen zusammengefaßt, die herrenlos sind oder von staatlichen Gütern, landwirtschaftlichen Arbeitskreisen, Kolchosen und Privatbauern nicht bestellt werden können (weil es an Siedlern oder Arbeitskräften fehlt). Jeder der will, kann aus diesem Bodenfonds Land erhalten — zu den günstigsten Bedingungen. Doch es gibt kaum Interessenten. Im Gegenteil: die dem Fonds unterstehenden Flächen (sie werden nicht bewirtschaftet) vergrößert sich ständig!

Um diesen Vorgang zu vertuschen, haben die lokalen Behörden zu einem sehr einfachen Mittel gegriffen: mit Gebüsch und jungen Bäumen bewachsenes Land des Bodenfonds (der angeblich nur Kulturland verwaltet) wird einfach der Forstverwaltung überstellt. Analog der abgegebenen Flächen fügt man neues Kulturland, das nicht mehr bebaut wird, dem Bodenfonds ein. Auf diese Weise bleibt zwar immer die Größe der Fonds-Flächen dieselbe — in Wirklichkeit aber verringert sich die landwirtschaftliche Nutzfläche ständig, und die Größe der Staatsforsten nimmt zu! In den Landkreisen Stuhm und Riesenburg hat man auf diese Weise neu entstandenes Brachland „beseitigt" — die Agrar-Kommission deckte das Verfahren erst auf, als die Arbeitsämter immer neue Anforderungen der Forstämter auf Zuteilung von Arbeitskräften für die Aufforstung des ehemaligen Kulturlandes stellten.

Diese und ähnliche Manipulationen haben dazu geführt, daß die Provinzial-Behörden überhaupt keinen Überblick mehr über den Stand der Bebauung haben! Die Agrar-Kommission gibt offen zu, daß sie mit Angaben operiert, die der Wirklichkeit nicht im Entferntesten entsprechen. Folglich kann auch die Planung nicht stimmen. Da es auch in anderen Provinzen nicht besser ist, kommt es letzten Endes zu Fehlentscheidungen der Warschauer Regierung über die zu erwartenden Erntemengen. Noch nie aber haben sich die Erwartungen erfüllt, so daß dann schließlich die Getreide-Importe kurzfristig erhöht werden mußten und den Haushaltsplan durcheinanderbrachten.

Für Ostpreußen hat das neuerliche Absinken der landwirtschaftlichen Produktion große Nachteile. Pflegt doch die Warschauer Regierung derartige Mindererträge durch Reduzierung der Investitionsmittel für die Landwirtschaft zu beantworten. Genau das aber ist der neuralgische Punkt. Braucht doch die ostpreußische Landwirtschaft nicht nur mehr Menschen, sondern auch verstärkte finanzielle Hilfe. An dieser Stelle beginnt der Teufelskreis, aus dem die Kommunisten nie herausgekommen sind und nie herauskommen werden: wer weniger als eingeplant erzeugt, der bekommt weniger Zuschüsse. Genau so ist es im Jahre 1959 gewesen! Auch im Vorjahr hatte man weniger als angenommen aus dem Boden geholt. Und prompt setzte das Warschauer Agrar-Ministerium die Investition für Ostpreußen herab. Die Quittung bekam man jetzt schmerzhaft um die Ohren geschlagen: 114 000 Hektar m e h r Brachland als 1959!

Investitionen werden weiter gekürzt

Wer aber annimmt, die roten Planer würden nun endlich ihre Lektion lernen, der täuscht sich sehr! In diesen Tagen kürzte man die für Ostpreußen vorgesehenen Investitionen um global zehn Prozent. Es braucht keiner prophetischen Gabe, um den polnischen Kommunisten vorherzusagen: bei dieser Politik wird es 1961 noch weiter bergab gehen! Dieser unvernünftige Kurs, der nur aufgrund der verschrobenen dialektischen Denkweise des Bolschewismus zu verstehen ist, wird nun noch durch die allgemeine Lage verschärft. Die kommunistische Parteiführung hat sich auf dem PZPR dafür ausgesprochen, der Schwerindustrie in der Gesamtwirtschaft wiederum den Vorrang zu geben und die Versorgungsindustrie entgegen den bestehenden Plänen einzusetzen. Alles, was nicht der schwerindustriellen Erzeugung dient, hat empfindlichste Streichungen über sich ergehen lassen müssen. Dazu gehört auch das gesamte landwirtschaftliche Programm.

Für das südliche Ostpreußen haben die Verwaltungs-Funktionäre in Danzig, Allenstein und Bialystock schon die Folgen ausgerechnet: Zusammenstreichen des ohnehin zu kleinen Landbauwesens um die Hälfte; Häuserreparaturen bei defekten oder vernachlässigten Staatsgütern, Kolchosen oder Gehöften werden um 30 v. H. eingeschränkt; für die Rekultivierung bleibt gar nichts übrig; und die Melorations-Vorhaben müssen um 15 v. H. reduziert werden. Das sind für Ostpreußen geradezu katastrophale Schlußfolgerungen. Während man mitten in einer Krise steckt, was die Zunahme des Brachlandes und die schlechte Ernte beweist, amputiert man die wenigen und unbedingt notwendigen Hilfsmaßnahmen!

Die kommunistischen Funktionäre in Ostpreußen wissen sehr genau, daß die Warschauer Parole ein schöner Traum ist, die da fordert: „Jede Woiwodschaft hilft sich aus eigener Kraft und entwickelt die große schöpferische sozialistische Initiative!" Diese Parteiparole hat nichts mit dem wirklichen Leben zu tun, und sie wird so ohne Einfluß bleiben, wie es schon tausenden anderer Parolen früher ergangen ist! Die Lethargie, die selbst in Allensteiner Führungskreisen um sich greift, wird am besten dadurch charakterisiert, daß man dort die neue Parole nicht einmal wie früher auf Flugblätter druckt und in den Dörfern zur Verteilung bringen läßt! Die mit optimistisch holen Berichten gefütterten Zeitungen erfüllen nach Meinung der Beamten das weltanschauliche Soll völlig. Zu mehr will man sich nicht aufraffen.

Das düstere Bild, das man in diesem Herbst von der Landwirtschaft unserer Heimat malen muß, wird noch durch Maßnahmen gegen die masurische Dorfbevölkerung verdüstert. In ganz Masuren mußten wir im Oktober verstärkte Anstrengungen der lokalen KP-Führer registrieren, den geschlossenen Kern der Deutschen durch eine neue Kollektivierungsstelle aufzusplittern. Eine Reihe unserer Landsleute ist durch Methoden, die denen der Sowjetzone im letzten Frühjahr nicht nachstehen, an den Rand des wirtschaftlichen Bankrotts getrieben worden. Wir wissen aus mehr als einem Dutzend Dörfer, daß dort gegen die masurischen Bauern Steuer- und Abgabe-Fordeungen erhoben wurden, die sie niemals erfüllen können. Es ist bezeichnend, daß nur deutschen Bauern entsprechende Forderungen präsentiert wurden! Und zwar hat man sie seit den Jahren 1946/47 „errechnet".

Zu den Steuernachzahlungen kommen Forderungen, die Ablieferungsquote sei in den Vorjahren „falsch" festgestellt worden, so daß die und die Mengen nachgeliefert werden müßten. Natürlich hat kein einziger Bauer solche Mengen auf Vorrat, um die Forderungen erfüllen zu können. Folglich berechnet man für die „Nicht-Ablieferung" Strafgebühren, die zu den Steuernachzahlungen gerechnet werden. In über sechzig Fällen haben die Kommunisten von deutschen Landwirten Summen über jeweils 40 000 Zloty verlangt! Nicht einer ist in der Lage, diesen Betrag aufzubringen. Doch die Kommunisten winken wie in der Sowjetzone mit der „Lösung": wer sich zur Gründung einer Kolchose bereit erklärt, der braucht keinen Zloty der „Rückstände" zu zahlen! Diese Erpressertaktik könnte kaum widerlicher angelegt sein.

Offenbar legt es das Regime darauf an, über ganz Masuren verstreut Kolchosen mit deutschen Bauern gründen zu lassen! Es fällt nämlich auf, daß in jedem Dorf nur jeweils drei bis vier unserer Landsleute Forderungen auf Nachzahlungen erhielten. Um eine Kolchose zu gründen, bedarf es aber der Mindestzahl von drei Bauern ... Man muß in diesem Fall also unterstellen, daß es sich um eine sorgfältig geplante und gesteuerte Aktion von oben handelt. Da bisher insgesamt nur einige hundert Menschen von ihr betroffen sind und sich darunter keine Polen befinden, ist das Regime vor Protesten einigermaßen sicher. Gegenüber polnischen Landwirten wagt man nämlich nicht so vorzugehen. In diesem Fall, so überlegte man, wohl in Allenstein, würden sich alle Bauern getroffen fühlen. Ganz geht die Rechnung der Kommunisten aber nicht auf!

Polnische Nachbarn helfen den Masuren

Zwei Faktoren sind es, die von ihnen nicht bedacht wurden. Einmal ist die Methode von den Masuren schon durchschaut worden. Und so kommt es, daß man sich untereinander hilft. Es ist uns z. B. ein Fall bekannt geworden, in dem über zweihundert deutsche Bauern für einen Landsmann die geforderte Nachzahlung von 41 500 Zloty aufgebracht haben! In anderen Fällen haben sogar polnische Siedler unaufgefordert Spenden zu unter Druck gesetzten Masuren gebracht! Der zweite Faktor, den die Kommunisten nicht bedachten, besteht darin, daß sie die polnischen Landwirte unterschätzten. Diese haben nämlich sehr genau erkannt, daß sich die Kollektivierung lediglich zu Beginn nur gegen die Masuren richtet. Jeder kann sich ausrechnen, das später auch die polnischen Siedler so oder so unter Druck gesetzt werden. So kommt es, daß trotz aller Versuche viele polnische Bauern gegen die ungesetzlichen Maßnahmen bei dem neuen Kollektivierungsversuch protestieren. Diese Proteste haben es erreicht, daß die Partei und die prokommunistische Bauernpartei inzwischen erklären mußten, der Eintritt in die Kolchosen sei nach wie vor freiwillig und dürfe nicht durch gesetzwidrige Machenschaften erzwungen werden.

Genau diese Erklärung brauchten die bedrängten Bauern, um sich nun ebenfals protestierend an die Behörden und sogar an die Gerichte zu wenden. Ist auch hier und dort die Gründung einer neuen masurischen Kolchose unter Zwang zustandegekommen, so wehren sich doch andererseits viele Landsleute gegen die Erpressung. Das konnten sie allerdings erst, nachdem die polnischen Bauern unruhig geworden waren und sich die Freiheit der Entscheidung für jeden Landwirt bescheinigen ließen. Jetzt können mit Erfolg Steuerbescheide und Nachzahlungs-Verfügungen angefochten werden. Es ist bezeichnend für die Lage, daß sich polnische Rechtsanwälte bedränger deutscher Bauern annehmen und ihnen Recht zu verschaffen versuchen Die Polen in Ostpreußen wissen sehr wohl, daß ihre Freiheit genauso bedroht wie die der Masuren ist, wenn den Anfängen nicht gewehrt wird. Es besteht begründete Hoffnung, daß auf diese Weise die gegen die masurische Landwirtschaft gerichtete Aktion zerschlagen wird. Sogar dort, wo bereits einige neue Kolchosen eröffnet wurden, ist es nicht gelungen, die freien und die kollektivierten Masuren gegen einander auszuspielen. Das nämlich ist auch in der kommunistischen Agrar-Planung für unsere Heimat vorgesehen Die Solidarität unserer Landsleute macht derartige Spekulationen zunichte — wie immer seit 1945!

Ehelicher Güterstand von Flüchtlingen

Wichtiger Hinweis des Bundesju stizministeriums — Unterschiede in der Rechtsauffassung

Die Zahl der Ehegatten, die nach Kriegsende zunächst in der Sowjetzone gelebt oder dort geheiratet haben, inzwischen aber als Flüchtlinge oder Zugewanderte in die Bundesrepublik Deutschland gekommen sind, wird von Tag zu Tag größer. Viele dieser Ehegatten halten es für selbstverständlich, daß auch für ihren ehelichen Güterstand das in der Bundesrepublik geltende Recht maßgebend sei. Nach einigen in der Bundesrepublik ergangenen gerichtlichen Entscheidungen (OLG München, Beschl. vom 23. 1. 1953, NJW 1953, S. 628; OLG Bremen, Beschl. vom 8. 10. 1959, FamRZ 1960, S. 158) ist aber in derartigen Fällen der im internationalen Recht geltende Grundsatz der „Unwandelbarkeit des Güterrechtsstatuts" entsprechend anzuwenden, so daß sich der Güterstand von Flüchtlingen und Zuwanderern weiterhin nach dem in der Sowjetzone geltenden Recht richtet, wenn die Ehegatten zur Zeit der durch das Inkrafttreten der Sowjetzonenverfassung eingetretenen Rechtsspaltung (7. Oktober 1949) ihren gewöhnlichen Aufenthalt in der Sowjetzone hatten oder die Ehe später dort geschlossen haben.

Die meisten werden sich dann wohl bei dem einen oder anderen Ergebnis beruhigen, weil ihnen der Unterschied zwischen den gesetzlichen Güterständen in beiden Teilen Deutschlands nicht erheblich zu sein scheint. Um so größer kann die Bestürzung sein, wenn beispielsweise nach dem Tode eines Ehegatten der Güterstand vom Nachlaßgericht anders als erwartet beurteilt wird und wenn sich daraus sehr wesentliche güterrechtliche und erbrechtliche Folgen ergeben. Während sich nämlich in dem in der Bundesrepublik auf Grund des Gleichberechtigungsgesetzes geltenden Güterstand der Zugewinngemeinschaft beim Tode eines Ehegatten der gesetzliche Erbteil des überlebenden Ehegatten um ein Viertel der Erbschaft erhöht (§ 1371 Abs. 1 BGB), so daß ihm als gesetzlichem Erben z. B. neben Kindern die Hälfte der Erbschaft zusteht, verbleibt es im sowjetzonalen Güterstand der Gütertrennung bei der bisherigen Regelung der gesetzlichen Erbfolge, wonach der überlebende Ehegatte im gleichen Falle nur zu einem Viertel Erbe ist (§§ 1931, 1924 BGB). Auch wenn der Güterstand auf andere Weise als durch den Tod eines Ehegatten, insbesondere durch Scheidung, aufgelöst wird, ergeben sich wesentliche Unterschiede bei der güterrechtlichen Auseinandersetzung. Während in der Zugewinngemeinschaft der gesamte seit Eintritt dieses Güterstandes erzielte Zugewinn nach den durch das Gleichberechtigungsgesetz geänderten §§ 1373 und 1390 BGB ausgeglichen wird, hat die Frau in der Sowjetzone nur einen durch die Rechtssprechung entwickelten „Ausgleichsanspruch", der nach ganz anderen Grundsätzen bemessen wird.

Diese Beispiele zeigen, wie wichtig es für Ehegatten ist, zu wissen, ob sie in dem einen oder anderen gesetzlichen Güterstand leben. Die Rechtslage ist aber für Ehegatten, die an dem maßgebenden Stichtag (7. Oktober 1949) in der Sowjetzone gelebt oder später dort geheiratet haben, unklar, denn eine einheitliche Auffassung zu der Frage des in den interzonalen Rechtsbeziehungen anzuwendenden Güterrechts hat sich in der Bundesrepublik bisher nicht gebildet, und der Bundesgerichtshof hat noch keine Gelegenheit zu einer Entscheidung erhalten. Bei dieser Lage ist den in Betracht kommenden Flüchtlingen und Zuwanderern aus der Sowjetzone dringend zu empfehlen, ihrerseits klare Verhältnisse zu schaffen, indem sie in einem Ehevertrag selbst bestimmen, in welchem Güterstand sie leben wollen, oder zumindest durch Errichtung einer letztwilligen Verfügung die Erbfolge nach ihren Wünschen zu regeln.

Siedlerschule Katlenburg

So recht nach den Herzen der Mädchen

ist der Lehrplan der Ländlich-hauswirtschaftlichen Frauenschule in Katlenburg/Harz zusammengestellt. Er vermittelt den Mädchen vom Lande und aus der Stadt eine Ausbildung auf allen ländlich-hauswirtschaftlichen Gebieten, wie Kochen, Backen, Schlachten, Haus- und Wäschepflege, Handarbeiten, Gartenbau, Geflügelhaltung, Singen und Laienspiel.

Der Lehrstoff für den Unterricht in Haushaltsführung, Ernährungslehre, Säuglings- und Gesundheitspflege entspricht dem der Unterklasse einer Landfrauenschule, so daß den Weiterstrebenden mit Mittlerer Reife von da aus auch der Besuch der Oberklasse einer Landfrauenschule möglich ist.

Je nach Neigung und Veranlagung kann sich das junge Mädchen auf dem Gebiet der Hauswirtschaft, der Geflügelhaltung, dem Gartenbau oder dem sozialen Sektor, z. B. als Dorfhelferin ausbilden lassen.

Das Katlenburger Jahr kann auch Grundlage für die pflegerischen Berufe sein. Wer drei Jahre Praxis nachweisen kann oder die Gehilfinnenprüfung ablegt, kann es zur Meisterin bringen.

Eine gute Ausbildung ist die beste Aussteuer. Daher sollten alle Eltern den naturverbundenen Mädchen ein solches Ausbildungsjahr bieten. ein Jahr voll ernsten Strebens und unbekümmerter Fröhlichkeit, die das Gemeinschaftsleben auf der Katlenburger Burg, die immer jung bleibt, mit sich bringt. Eine Katlenburgerin wird später den Alltag, auch wenn er sie hart und stark beansprucht, resolut anpacken und meistern und dabei doch auf Geselligkeit, Rast und Feier bedacht sein.

Ausbildungshilfen können aus Lastenausgleichs-, Grünen-Plan- bzw. Landjugendmitteln beantragt werden, wobei die Schulverwaltung gerne Hilfe leistet.

Nähere Auskunft erteilt die Ländlich-hauswirtschaftliche Frauenschule Katlenburg/Harz, Kreis Northeim.

Neues polnisches Zollgesetz

Liebesgabensendungen werden fast unmöglich gemacht

Am 14. November werden in Polen neue Zollbestimmungen in Kraft treten, die sich von den jetzt gültigen Tarifsätzen in zwei Punkten wesentlich unterscheiden: Erstens werden gebrauchte Gegenstände grundsätzlich in der gleichen Höhe verzollt werden wie fabrikneue Artikel und, zum zweiten, ist für jede Sendung und für jede Ware, nach Gewicht oder Stückzahl gestuft, jeweils eine „obere Grenze" vorgesehen, deren Überschreitung automatisch zur Anwendung höherer Zollsätze gemäß einer „zweiten" besonderen Tariftabelle führt.

Aus polnischen Pressemeldungen konnte bisher bereits gefolgert werden, daß die Versendung von Liebesgaben und insbesondere von Weihnachtspaketen nach Polen durch die neue Zollreform wesentlich erschwert, wenn nicht sogar in einzelnen Fällen unmöglich gemacht werden dürfte. Es war jedoch unklar geblieben, was unter dem entscheidenden Begriff „obere Grenze" zu verstehen sei. Der jetzt vorliegende „Dziennik Ustaw", der die neuen Zollbestimmungen enthält, stellt klar, daß Waren auch dann nach dem „zweiten" eklatant höheren Tarifsätzen zu verzollen sind, wenn die „Häufigkeit, mit der diese Waren übersandt werden oder andere Umstände darauf hinweisen, daß diese Waren nicht für den persönlichen Gebrauch des Empfängers bestimmt sind". Die Auslegung der Begriffe „Häufigkeit" oder gar „andere Umstände" (!) wird völlig dem polnischen Zoll überlassen.

Die neuen Zollsätze werden es auch der katholischen Kirche in Polen in Zukunft fast unmöglich machen, Hilfssendungen aus dem westlichen Ausland zu empfangen und über ihre Organisation an Bedürftige zu verteilen. Von dem Vorteil, die niedrigen Tarifsätze zu beanspruchen, bleibt die Kirche ausdrücklich ausgenommen. Die erhöhten Zollgebühren zu entrichten wird sie kaum in der Lage sein. Die charitative Tätigkeit der katholischen Kirche in Polen wird auf diese Weise weitgehend untergraben.

Die polnische Presse hat inzwischen in beschwichtigenden Kommentaren die schikanöse Zollreform mit der Notwendigkeit zu begründen versucht, den angeblich zunehmenden Schwarzhandel mit Waren westlicher Herkunft abzustoppen. Gewiß hat es einzelne Fälle gegeben, in denen mit diesen Waren Geschäfte gemacht wurden. Gewiß mag die Sorge um seine Angehörigen in Polen manch einen auch bestimmt haben, Geschenke zu versenden, deren Wert im Urteilsvermögen polnischer Zöllner den Bedarf eines einzelnen überschritten haben mochte. Die wahren Leidtragenden und Betroffenen bleiben trotz alledem die Alten, Gebrechlichen, Kranken und Arbeitsunfähigen, die bisher in der Masse die Empfänger westlicher Liebesgaben gewesen sind.

Urkunden-ABC für Heimatvertriebene

Es ist für die Heimatvertriebenen wichtig, zu wissen, daß ...

■ die Amtsgerichte in der Bundesrepublik und Westberlin die Standesbeamten zu Amtshandlungen, die sie aus irgendwelchen Gründen ablehnen, anweisen können. Die gerichtliche Anweisung kann von den Beteiligten selbst beantragt werden.

■ das „Buch für Todeserklärungen" nur beim überörtlichen Standesamt I in Berlin-West, Hentzeallee 107, geführt wird. Es enthält die rechtskräftigen Todeserklärungsbeschlüsse und gerichtlichen Feststellungen der Todeszeit der Amtsgerichte. Aus diesem Buch können nur Abschriften, keine Urkunden, beantragt werden.

■ für Berichtigungsanordnungen von Personenstandsurkunden aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße nur das Amtsgericht Schöneberg in Berlin-Schöneberg zuständig ist. An diese Stelle haben sich Antragsteller im Bedarfsfalle zu wenden.

■ nur die „Deutsche Dienststelle" in Berlin-Borsigwalde, Eichborndamm 167/209, Beurkundungen von Kriegssterbefällen der Angehörigen der ehemaligen deutschen Wehrmacht anordnen kann. Der Tod von Gefallenen aus den deutschen Ostgebieten kann nur auf Grund einer Kriegssterbefallanzeige dieser Dienststelle bei den zuständigen Standesämtern in der Bundesrepublik und der Sowjetzone beurkundet werden.

■ eidesstattliche Versicherungen über Personenstandsfälle als Ersatz für die durch Kriegseinwirkung verlustig gegangenen Urkunden vor den Standesbeamten in der Bundesrepublik abgegeben werden können.

■ Familienbücher von Heimatvertriebenen bei den Standesämtern beantragt werden können, wenn die Ehe der Antragsteller vor dem 1. Januar 1958 außerhalb der Bundesrepublik geschlossen worden ist und wenn ein Antragsteller oder der Ehegatte Deutscher ist.

■ Geburtsfälle, die außerhalb der Bundesrepublik eingetreten und zwischenzeitlich noch nicht beurkundet sind (z. B. auf der Flucht oder Vertreibung), nachträglich nach § 41 Personenstandsgesetz beurkundet werden können. Die nachträgliche Beurkundung ist bei dem Standesbeamten des Wohnsitzes des Antragstellers zu beantragen.

■ die Heimatortskarteien der kirchlichen Wohlfahrtsverbände, Zentralstelle München 15, Lessingstraße 1, bei Personenstandsnachforschungen behilflich sind.

■ nach dem Namenänderungsgesetz der Vor- und Familienname aus wichtigen Gründen auf Antrag geändert werden können. Hierunter fällt auch die Änderung ausländischer oder ausländisch klingender Namen. Es muß nachgewiesen werden, daß durch den zu ändernden Namen eine Benachteiligung im Beruf und gesellschaftlichen Leben gegeben ist.

■ das ostzonale Standesamt I, Berlin N, Rükkerstraße 1, auf Anfrage Auskunft über verschollene bzw. vorhandene Urkundenregister aus den Gebieten jenseits der Oder und Neiße erteilt.

■ die Polnische Militär-Mission, Konsularabteilung, Berlin-Grunewald, Lassenstraße 19/21, deutsche zum Gebrauch in Polen bestimmte Familienurkunden erst dann legalisiert, wenn sie vorher durch den Landgerichtspräsidenten (Amtsgerichtspräsidenten) beglaubigt worden sind.

■ das Sonderstandesamt in Arolsen allein zuständig ist für die Beurkundung der Sterbefälle von Häftlingen der ehemaligen deutschen Konzentrationslager.

■ von der Sowjetzone Personenstandsurkunden nur bei „Beauftragten für Personenstandswesen" der betreffenden Gemeinde angefordert werden können. Die Gebührenverrechnung und Aushändigung dieser Urkunden erfolgt bei den Standesämtern in der Bundesrepublik am Wohnsitz des Antragstellers.

■ Sterbefälle, die außerhalb der Bundesrepublik (seinerzeit auf der Flucht oder Vertreibung) eingetreten sind und noch nicht beurkundet wurden, nachträglich durch das überörtliche Standesamt I in West-Berlin auf Anordnung der Regierungspräsidenten beurkundet werden können. Grundlage der nachträglichen Sterbefallbeurkundung sind eidesstattliche Erklärungen vor Zeugen. Anträge nimmt das Standesamt am Wohnsitz des Beteiligten entgegen.

■ die Testamentskartei für Erblasser, die im Ausland oder in einem Gebiet geboren sind, das heute nicht unter deutscher Verwaltung steht (deutsche Ostgebiete), sich beim Amtsgericht in Berlin-Schöneberg befindet. Die Testamentskartei wird von dem Ableben eines jedes in diesen Gebieten Geborenen durch die Standesämter benachrichtigt. Durch die Benachrichtigung werden etwaige Erbansprüche aufrechterhalten.

■ bei Todesvermutung eines Verschollenen nur die Todeserklärung bei dem Amtsgericht beantragt werden kann. Bei dem vollen Todesbeweis wird der Sterbefall durch das Standesamt beurkundet.

■ aus der Urkundensammlung der deutschen Ostgebiete des Standesamts I in Berlin-West, Lentzeallee 107, aus den bei dieser Stelle in Verwahrung befindlichen Personenstandsregistern und Urkundenbüchern auf schriftlichen Antrag Urkunden und Abschriften aus den Einträgen ausgestellt werden. Gebühr pro Urkunde 1,— DM, jede weitere Durchschrift 0,50 DM.

■ in allen Zweifelsfällen über Personenstandsangelegenheiten und in Nachfragen über gerettete oder sichergestellte Urkundenpapiere der deutschen Ostgebiete, der ehemals besetzten Ostgebiete (Ostpolen, Litauen, Lettland, Estland, Weißrußland, Ukraine), des „Generalgouvernements", aus Holland und Norwegen, soweit diese Urkunden ausschließlich Deutsche betreffen, die städtischen Standesämter in der Bundesrepublik Auskunft erteilen.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Braucht Ihr noch ein paar Tips für den weihnachtlichen Gabentisch? Dann notiert Euch auf jeden Fall das Indianerbuch „Retter des Stammes“ von Herbert Kranz! Es ist spannend von der ersten bis zur letzten Seite wie jedes richtige Indianerbuch — und doch geht es darin um viel mehr als nur die üblichen Schießereien und Überfälle. In dem Unaha-Häuptling Starkes Herz lernt Ihr einen Menschen kennen, der sich von ganzem Herzen für einen gerechten Frieden mit den Weißen einsetzt, einen großen und edlen Mann, dessen Schicksal Euch viel zu denken geben wird.

Herbert Kranz: RETTER DES STAMMES. Ein Indianerbuch. 5. Auflage. Verlag Herder Freiburg. 222 S., Leinen DM 6,80.

Vor kurzem ist übrigens der erste Band einer neuen Herbert Kranz-Reihe erschienen, die lauter Erzählungen aus der Geschichte bringen soll. „Der Weg in die Freiheit“ ist der Weg des deutschen Revolutionärs Carl Schurz, einer der Männer von 1848. Nach dem Scheitern der Revolution befreit er unter Lebensgefahr seinen Lehrer und Freund Gottfried Kinkel aus dem Spandauer Zuchthaus. Später bringt er es in den Vereinigten Staaten bis zum Innenminister. Das Buch wendet sich an die Älteren von Euch. Ihnen gibt es, abgesehen von der dramatischen Handlung, Auskunft auf viele Fragen des menschlichen Zusammenlebens und der politischen Grundprobleme, wie sie immer wiederkehren.

Herbert Kranz: DER WEG IN DIE FREIHEIT. Eine Erzählung. Verlag Herder Freiburg. 170 S., Leinen DM 7,50.

Auf den Weihnachtstisch gehören Lebkuchen — möglichst die echten Nürnberger. Die gibt es seit vielen hundert Jahren; und ie Leute, die den Nürnberger Lebzeltermeistern den zum Backen nötigen Honig lieferten, waren die Zeidler, die Bienenzüchter des Mittelalters. Von solch einem Imker des 15. Jahrhunderts und von seinem kleinen Stiefsohn, einem Zigeunerjungen, erzählt Franz Bauer in seinem Buch „Ambros und der Bienenbaum“. Das ist eine packende und überaus interessante Geschichte aus dem alten Nürnberg, wie geschaffen als Lektüre in der Weihnachtszeit, wenn es im ganzen Hause nach Wachskerzen und Lebkuchen duftet ...

Franz Bauer: AMBROS UND DER BIENENBAUM. Eine Erzählung aus dem mittelalterlichen Nürnberg. Illustrationen von Wilhelm Baitz. D. Gundert Verlag Hannover. 160 S., Hln. DM 6,80.

Seit nahezu vierzig Jahren erscheint im D. Gundert Verlag die Reihe „Sonne und Regen im Kinderland“ für kleine Leseratten von sechs bis zehn Jahren. Auch in diesem Herbst sind wieder zwei neue Bändchen erschienen, zum gewohnt niedrigen Preis und in derselben schönen Ausstattung wie immer. „Der Blaue Zauberstein“ ist ein Märchen aus Südamerika. Alles, was der Indianerjunge Mapuche erlebt — mit den Ameisen und den Räubern, mit dem Goldenen Puma und in der Felsenburg — hat Inge Singer den Sagen und Märchen der echten Indianer nacherzählt. Das andere spielt in der Nachkriegszeit. Arthur und Jürgen haben in einem polnischen Waisenhaus miteinander Freundschaft geschlossen; und nachdem Arthur zu seiner inzwischen wiedergefundenen Familie nach Deutschland ausreisen durfte, ruht er nicht eher, als bis er auch die Eltern seines Freundes aufgespürt und ihm zu einer glücklichen Heimkehr verholfen hat: eine Geschichte aus ernster Zeit, die gerade Euch besonders nahegehen wird.

Inge Singer: DER BLAUE ZAUBERSTEIN. Illustrationen von G. Pallasch. D. Dundert Verlag Hannover. 64 Seiten, Glanzband DM 2,40.

Gerda v. Kries: NIMM MICH MIT, ARTHUR! Illustrationen von H. Knoke. D. Dundert Verlag Hannover. 64 Seiten, Glanzband DM 2,40.

Was wäre das alte Nürnberg ohne seine Künstler! Einer von ihnen, ein Zeitgenosse Albrecht Dürers und Adam Kraffts, war der Bildschnitzer Veit Stoß: ein begnadeter Meister seiner Kunst, zugleich aber ein großer Sonderling, der unter seinen Mitbürgern viele Feinde hatte. Um diesen Mann und seine Enkelin Ursula, die ihm in Liebe und Treue sein trauriges Schicksal meistern hilft, geht es in einem weiteren Buch von Franz Bauer, dessen Titel Ihr Euch merken solltet:

Franz Bauer: URSULA. DIE ENKELIN DES VEIT STOSS. Eine Erzählung aus dem Mittelalter. 26.—31. Tausend. Zeichnungen von Margret Wolfinger. D. Gundert Verlag Hannover. 204 S., Hln. DM 6,80.

Da wir schon bei Franz Bauer sind — kennt Ihr Schüli? Schüli ist ein Zwerglein. Als die Heinzelmännchen aus Köln vertrieben wurden, mußte es als einziges zurückbleiben versteckte sich auf dem Dachboden einer Schule. Könnt Ihr Euch vorstellen, was „Schüli, das Zwerglein im Schulhaus“ alles erlebt? Franz Bauer hat es für die Kleineren von Euch aufgeschrieben, und es ist eine ganz, ganz reizende Geschichte daraus geworden!

Franz Bauer: SCHÜLI, DAS ZWERGLEIN IM SCHULHAUS. Illustrationen von Hildegard Roedelius. D. Gundert Verlag Hannover. 80 S., Glanzbd. DM 4,80.

Eine reizende Geschichte ist auch „Kajas erste Reise“, ebenfalls für die Kleineren von sechs bis acht Jahren. Wohin reist Kaja, die kleine Schwedin? Nach Sonnenhausen zu ihrer Großtante. Es sind ja nur ein paar Wochen, die sie dort zubringt, in dem winzigen rosa Häuschen am Ende der Grünen Straße: aber sie werden ihr unvergeßlich bleiben. Schließlich gibt es nicht überall einen Onkel Leopold, der den ganzen Tag Spielzeug bastelt; ganz zu schweigen von Tante Eichhörnchen, die so wunderschöne Geschichten erzählt, und von Aino und Barbro, Kajas neuen Freunden.

Jeanna Oterdahl: KAJAS ERSTE REISE. Aus dem Schwedischen von Thea Staedtler. Illustrationen von Birgitta Nordenskjöld. D. Gundert Verlag Hannover. 80 S., Glanzband DM 4,80.

Für ihr neues Buch „Pelle Göran“ ist Edith Unnerstad mit dem Nils-Holgersson-Preis für das beste schwedische Kinderbuch ausgezeichnet worden. Sein ganzes bisheriges Leben hat Pelle in der Stadt verbracht. Da erkrankt seine Mutter, und von heute auf morgen muß der Junge nach Schonen zu seiner Großmutter. Was er dort, auf dem schönen alten Bauernhof mit seinen vielen Tieren, alles erlebt, wie er sich mit den Dorfkindern anfreundet, wie sie dem Eierdieb auf die Schliche kommen und was sich in der Ignaberga-Höhle und sonstwo ereignet — diese spannende und lustige Erzählung solltet Ihr Euch nicht entgehen lassen!

Edith Unnerstad: PELLE GÖRAN. Aus dem Schwedischen von Thea Staedtler. Illustrationen von Iben Clante. D. Gundert Verlag Hannover. 168 S., Hl. DM 6,80.

Nun wünsche ich Euch und Eueren Eltern recht, recht frohe Weihnachten und ein glückliches neues Jahr! Bleibt alle miteinander herzlich gegrüßt von Euerem

Ottfried Preußler

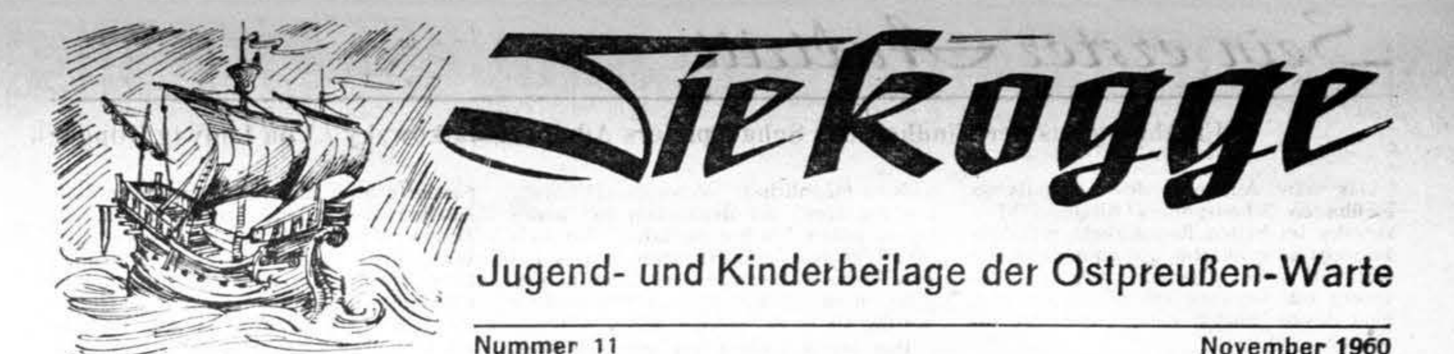
Eine Mutter schreit

(Fortsetzung von Seite 1)

„Mann“, von dem letzten Endes immer nur Tod kommt, immer nur Tod!

Mit vereinter Kraft muß man sie samt den weinenden Kindern in den Zug zurückzerren, der nun losfährt, der Grenze, der Rettung zu.

Aber der wilde Schrei, der Schrei der Mutter, er fährt mit uns! Wir werden ihn hören und hören, wo immer wir sind. Wehe uns, wenn wir ihn jemals vergessen!



Nummer 11 November 1960

Eine Mutter schreit

Ein Kriegserlebnis von
Franz Theodor Csokor

Die Fahrt zur Grenze wird wieder die Nacht über währen. Doch man verbringt sie wenigstens in einem Personenzug, darin es Bänke gibt, die freilich ebenso wie der Fußboden von Schlummernden belegt sind. Eine Frau, eine Bäuerin mit einem Gesicht, das aus hartem Holz geschnitzt scheint, wie ich im Schimmer der Taschenlampe gewahre, sitzt an der Tür. Zwei Kinder hält sie in einem Tuch eng an den Leib, wie eine Henne die Küchlein unter den Flügeln. Auch sie schläft.

Im blauen Perronlicht kleiner Stationen pressen sich neue Menschen an den Zug. Immer enger rückt man zueinander; nur um die schlafende Mutter drückt man sich, sie will keiner stören.

Die Stunden kriechen. Kann eine Nacht denn so lang sein? Streichhölzer knistern zuweilen auf. Wie brav die Kinder schlummern in den starken Armen der Frau, deren Gesicht übrigens von einer wilden Schönheit ist unter der schwarzen Haarkrone!

Jetzt bin ich, durch die anderen geschoben, dicht an ihr. Das eine Kind fährt mir mit den Händen über das Gesicht, ohne aufzuwachen. Meinst du im Traum, ich sei dein Brüderchen? Ich wollte, ich wäre es noch! Freilich, was soll es mir nützen? Eine Zeit wie diese gibt auch Kindern keinen Pardon. Deshalb werde ich doch bis in den eigenen Schlaf hinein, der sich wieder über mir schließt, spüren, daß deine Mutter auch meine sein kann. In der Gefahr ist jede Frau für den Mann eine Mutter.

Nun tagt es doch, wie ich erwache. Eine Ebene, besät von Steinen, durchmessen wir. Als hätte es Steine gehagelt, so sieht es aus. Ein roher Ruck wirft alles durcheinander. Und über Fluchen und Jammern brüllt irgendwer durch die aufgerissene Wagentür: „Aussteigen! Flieger!“

Jetzt muß man die Mutter wecken! Erst begreift sie nicht recht, dann packt sie die gähnenden Kinder, viele Hände helfen ihr beim Aussteigen, die Kinder will man ihr abnehmen — doch sie gibt sie nicht her, sie hält sie in dem großen Umhängetuch an sich gedrückt; so schreitet sie ohne Hast in das Feld, während die anderen laufen und sich zwischen den Steinen zu Boden werfen.

Ich bleibe bei der Frau. Der Himmel, zu dem sie nun aufschaut, ist dunstig und erfüllt von einem wachsenden Dröhnen, das wir kennen. Es müssen viele sein diesmal und nahe über uns, und daß man sie trotzdem noch nicht sieht, macht den Fliehenden das Warten um so grauenhafter. Da taucht aus den treibenden Nebeln riesiges glitzerndes Metall, todschwangere Bäuche — eins — zwei — drei, und nun wieder drei — die Menschen unter ihnen wollen sie nicht mehr zählen, die graben die Gesichter in die Erde!

Die Mutter nicht! die Mutter hat ihre Kinder mit einer tierhaften Kraft an sich gerissen und den Kopf gegen oben gereckt, gegen den gepanzerten Tod, der tief niederstreicht, so nieder, daß er uns gleich in Schußweite hat. Aber die Mutter kümmert das nicht, aus dem zurückgeworfenen Haupt schreit sie hinauf gegen den donnernden Himmel. Es sind keine Worte, es ist der Schrei aller Schreie, der erste Schrei in der Welt — denn den hat gewiß eine Mutter getan für ihr Kind. Und er gellt gegen Himmel, nicht flehend, nicht in Angst, sondern als eine wütende rebellische Anklage!

Und dieser Schrei wird stärker als der eiserne Tod über uns! Nebel verhüllen wieder die Flieger, der Lärm der Motoren entfernt sich.

Doch die Mutter schreit weiter! Denn jetzt schreit sie für alle Mütter der Welt, auch für meine Mutter schreit sie — schreit gegen das finstere Gespenst

Fortsetzung auf Seite 4



Der Herbst liegt in der Luft

Sein erster Auftritt

Erzählung aus der Kindheit des Schauspielers Adalbert Matkowsky / Von Ludwig Klinger

Das erste Auftreten des nachmals so berühmten Schauspielers Adalbert Matkowsky im hellen Rampenlicht war keineswegs so großartig wie man es später während seiner Glanzzeit von ihm gewohnt war — eher ein wenig kläglich. Und davon möchte diese Geschichte erzählen.

Adalbert — Adalbertchen, wie ihn seine Mutter nannte — war damals noch ein Jungchen von sieben Jahren. Ein kleines, schmales Kerlchen, das seine liebe Not hatte auf dem täglichen Weg zur Kantorschule; denn rund um das Steindammer Tor in Königsberg wuchs eine handfeste, stets zu Raufereien und sonstigem Schabernack aufgelegte Sorte von Jungen heran. Unser Adalbertchen aber machte sich aus alledem nichts, ja, es verschüchterte ihn in seiner stillen Art nur noch mehr. Er ging am liebsten allein seiner Wege, um sich so der unausgesetzten Sticheleien, die man das scheinbar so verhätschelte Muttersöhnchen auf Schritt und Tritt fühlen ließ, zu entziehen. Er hatte ja nie Umgang mit anderen Kindern gehabt, und es mangelte ihm daher an der nötigen Erfahrung, sich der spöttischen Angriffe auf andere, männlichere Weise zu erwehren. Die Schulzeit, die Berührung mit anderen Kindern brachte zunächst also keinerlei große Veränderungen in das Leben Klein-Adalberts, es sei denn, daß er eher noch stiller und verschlossener wurde, als er es ohnehin schon war.

Das wurde anders, als mit dem Fortzug der Schwalben wie in jedem Jahr der Zirkus Carré in Königsberg seinen Einzug hielt und mit ihm die Artistenfamilie Lorenzo — eigentlich nur schlicht und einfach und deutsch: Lorenz — in dem kleinen Häuschen am Steindammer Tor, in dem die ehrsame Marie Matzkowsky mit ihrem Sprößling im Obergeschoß ein winziges Stübchen bewohnte.

Ein völlig neues Leben begann nun für das „Jungche von oben". Und es begann eigentlich mit dem Augenblick, da ihm das rollende „Brr!" des Kutschers die Ankunft der Leute vom Zirkus ankündigte, von denen er aus den Erzählungen der Großen allerhand dunkle und geheimnisvolle Vorstellungen hatte. Er sprang von seinem Beobachtungsplatz am Fenster auf, von dem er leider, so sehr er auch die Nase an der Scheibe platt drückte, nicht viel von der diesseitigen Straßenhälfte unter sich erhaschen konnte, stürmte zur Tür, um in eleganten Sprüngen die steile Holztreppe hinabzusetzen. Und da passierte es, wie schon so oft, wenn es recht schnell gehen sollte: er nahm gleich alle Stufen auf einmal und fand sich im nächsten Augenblick inmitten der etwas verdutzt dreinschauenden Familie Lorenzo — sitzenderweise und nicht minder verdutzt, so daß er sogar das übliche Mordiogeschrei, das er bei ähnlichen „Fällen" anstimmte, vergaß.

„Ja, und das . . .", erklärte der Hauswirt, der gerade mit einem schweren Gepäckstück die Treppe zum Beischlag heraufächzte, „. . . das ist unser Jungchen von oben! Kein Grund zur Beunruhigung, gnädige Frau, das passiert öfters mal — nich, Adalbertchen? So — und nun stehn wir schön auf, und dann sagen wir erst einmal Guten Tag: der Tante und dem Onkel Lorenzo — und hier der kleinen Dame und den beiden Jungchen."

Frau Lorenzo hatte unsern Adalbert inzwischen unter den Arm gefaßt und wieder auf seine Beinchen gestellt. „Das ist aber eine Überraschung, daß wir hier auch so einen kleinen Jungen haben! Hast dir auch nicht wehgetan?" Und als Adalbert mit zusammengebissenen Zähnen heftig den Kopf schüttelte, fuhr sie freundlich fort: „Und nun gebt euch schön die Hände: das ist unser Roschen, und das Paulchen und Franzchen. Und wie heißt unser kleiner Mann?"

„Adalbert", kam es schüchtern aus dem Munde des Jungen.

„So, Adalbert? Ein schöner Name. Also Adalbertchen, ihr werdet euch schon vertragen — und wir doch sicherlich auch. Wo wir doch jetzt unter einem Dache wohnen . . . Franzchen, Paulchen", wandte sich Frau Lorenzo dann ihrem Zwillingspärchen in den Matrosenanzügen zu, „tragt doch bitte die Taschen mit herein!" Ach, war das eine herrliche Beschäftigung für die vier Kinder! Mit Feuereifer stürzten sie sich hinein, und Adalbert war der eifrigste unter ihnen. Und seitdem gehörte er mit zur Lorenzo-Familie.

In den folgenden Wochen waren die Schulstunden viel zu lang und die übrige Zeit des Tages viel zu kurz. Aber was passierte auch nicht alles in dieser Zeit! Adalbert durfte jeden Mittag mit in den Zirkus zu den Proben. Ach, das war eine Welt! Eine Welt so recht nach seinem Geschmack: geheimnisvoll, aufregend — und voller Abenteuer, wie ihm schien. Es roch nach wilden Tieren, und er folgte mit angehaltenem Atem den Kunststücken der Artisten. Da waren die Jongleure mit ihren wirbelnden bunten Bällen und Ringen, die beiden Enricos mit ihren Kunststücken auf dem Seil, der schnauzbärtige, grimmig dreinschauende Iwan mit seinen Seelöwen und dem Herzen eines Lammes in seiner mächtigen Brust — und die Lorenzos natürlich mit ihren lebenden Pyramiden und anderen akrobatischen Künsten. Wie staunte da Adalbert über seine drei Spielgefährten, über ihre Geschicklichkeit und Behendigkeit, wie sie durch die Luft wirbelten und immer wieder mit schlafwandlerischer Sicherheit auf ihre Beine zu stehen kamen. Und aus der anfänglichen Bewunderung wurde der Wunsch, das auch zu können, hier mitmachen zu dürfen.

Wenn er dann allein zu Hause war, während im Zirkus die Vorstellungen abrollten und Mutter noch zur Näharbeit außer Haus weilte, verwandelte er die kleine Stube, indem er Tisch und Stühle beiseite rückte, in „seine" Manege. Er übte, auf Kopf und Händen zu stehen, und nach einer gewissen Trainingszeit brachte er es sogar fertig, auf den Händen ein paar Schritte zu tun. Vor der steilen Treppe allerdings hatte er einen heillosen Respekt, wenigstens von oben gesehen, und so begann er, ihr von unten her — da ihm die Stube für seine akrobatische Betätigung bald nicht mehr ausreichte — zu Leibe zu rücken, selbstverständlich auf seine neue Fortbewegungsart. Diese Versuche mißlangen leider, so sehr er sich auch abmühte.

Bei einer dieser Proben überraschte ihn Frau Lorenzo, die unbemerkt eingetreten war, und sie erkannte sofort mit dem Auge des Fachmannes das artistische Talent, das in dem Jungen schlummerte und förmlich nach einer sachkundigen Ausbildung schrie. Nachdem sie sich einige Nachmittage bei den Proben im Zirkus mit Adalbert beschäftigt hatte, führte sie eines Abends mit Frau Matzkowsky ein längeres ernsthaftes Gespräch unter vier Augen.

„Aber nein, liebe Frau — ich weiß, Sie meinen es gut. Aber mein Adalbertchen — sehen Sie: er ist ja noch so klein. Und ich habe doch nur ihn. Und ich kann schon für ihn sorgen. Nein, ich möchte ihn nicht fortgeben, so weit fort nicht. Später vielleicht einmal, wenn er etwas größer und verständiger ist — dann vielleicht. Seien Sie mir nicht böse, liebe Frau — jetzt nicht; er ist ja noch so klein . . ."

Ja, und damit war praktisch das Ende der sich so glanzvoll abzeichnenden Artistenkarriere eines Adalbert Matzkowsky besiegelt. Hätte man annehmen sollen . . .

Wenige Tage später brach der Zirkus Carré seine Zelte in Königsberg ab. Die blauweißen Wagen wurden auf der Bahn verladen, eine Lokomotive zischte, und dann tauchte der Zug im Nebel des Spätherbstmorgens unter. Richtung Danzig.

Diese Nebeltage sind eine schlimme Zeit. Es gibt Husten und Schnupfen und Grippe, und so wunderte sich auch der Lehrer in der Kantorschule nicht sonderlich, daß Adalberts Platz an diesem Morgen leer blieb. Und auch die Wirtsleute, die sich tagsüber um das Jungchen von oben kümmerten, wunderten sich nicht groß, daß seine Suppe zu Mittag kalt wurde; man war ja in den letzten Wochen nicht aus dem Wundern herausgekommen. Was der richtige Umgang doch ausmachen kann! Der war ja wie umgekrempelt, der Adalbert — ein richtiger Junge war aus ihm geworden. Ja, um den brauchte man sich jetzt keine Sorgen mehr zu machen. Als es draußen aber zu dunkeln begann und Adalbert noch immer nicht da war, machte man sich doch Sorgen — und erst Frau Matzkowsky, als sie spätabends von ihrer Näharbeit nach Hause kam.

Auch in Danzig gab es ein großes Staunen und Wundern, als plötzlich aus dem Requisiten-Wagen das verschlafene Gesicht unseres kleinen Helden auftauchte. „Ja, Jungchen, wie kommst denn du hierher? Hat deine Mutter dich doch noch mitfahren lassen? Aber sicherlich wirst großen Hunger haben?" Und solche Fragen schwirrten dem Jungen um den Kopf, die er alle nur mit einem verlegenen Lächeln und zaghaften Kopfnicken beantwortete.

Noch am gleichen Abend hielt Marie Matzkowsky ein Telegramm in der Hand, und durch die Schleier der Tränen las sie immer wieder die wenigen Zeilen, die ihr Frau Lorenzo geschrieben hatte, und unter Weinen und Lachen eilte sie die steile Treppe hinunter und hielt das Papier den Wirtsleuten hin. „Na, sehen Sie, Frau", sagte Herr Mikuleit, „hab ich nicht gesagt — um d e n brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen! Der ist schon richtig! Nein, so ein Jungchen — brennt einfach durch!"

„Na, wenn der erst wieder hier ist!" Und Frau Matzkowsky versuchte, ihr Gesicht in drohende Falten zu legen. Aber als Herr Mikuleit sie schelmisch über seine Nickelbrille anblinzelte, lachte sie wieder, und die Tränen kullerten ihr dabei über die Wangen. Und dann setzte sie sich hin und schrieb einen langen Brief.

Der kleine Ausreißer ahnte nicht, daß die Post inzwischen für seine weitere artistische Laufbahn so verhängnisvolle Nachrichten hin- und herbeförderte. Er freute sich über seine gelungene Flucht. Und heute abend nun — das hatte ihm Frau Lorenzo versprochen — würde er das erste Mal einer richtigen Vorstellung beiwohnen dürfen. Ach, das war doch ein ganz anderes Leben, und er dachte mit Schauder an die gaslichtbeleuchteten, düsteren Räume der Kantorschule.

In luftiger Höhe, auf einem Stützbalken gleich neben der Musik, hatte sich Adalbert, bevor noch die ersten Besucher das Rund um die Manege füllten, einen guten Zuschauerplatz ergattert, von dem aus er alles überblicken konnte. Aufgeregt und spannungsgeladen fieberte er der Vorstellung entgegen. Die Musiker stimmten ihre Instrumente und setzten dann zu einem flotten Marsch an, und dann nahm das Programm seinen Lauf. Obwohl Adalbert alle diese Darbietungen von den Proben in Königsberg her kannte, kam er doch aus dem Staunen nicht heraus. Direktor Carré erschien nun in schwarzem Frack mit hohem glänzenden Zylinder (wie ein Zauberer erschien er ihm), und seine blankgestriegelten Schimmel trugen schwarze Bandagen um die Fesseln und waren mit schwarzem, silberbeschlagenem Lederzeug herausgeputzt; auf ihren Köpfen wippten schwarze seidige Büschel. Auch die Enricos kannte Adalbert kaum wieder in ihren enganliegenden, glitzernden Trikots, und Iwan trug nun ein buntbesticktes, weit über die Hose fallendes Hemd. Ach, und dann seine Freunde, die Lorenzos: alle in weißen Fracks, und nur Klein-Roschen hatte ein kurzes, duftiges weißes Seidenkleidchen an. Eine wahre Märchenwelt!

Adalbert war begeistert, und als in der Pause rings der laute Beifallssturm losbrach, da konnte auch er sich nicht halten — er johlte und schrie und klatschte — und in seiner Begeisterung verlor er das Gleichgewicht und stürzte von seinem Hochsitz hinab, und just in dem Augenblick kreuzte ein Kellner mit einem großen Tablett leerer Gläser seine Flugbahn. Ein Klirren, entsetzte Aufschreie im Zuschauerraum — ja, und da saß Adalbertchen wieder einmal, verdutzt und verdattert wie seinerzeit bei seiner ersten Bekanntschaft mit den Lorenzos, nur mit dem einen Unterschied, daß der jetzt von ihm Überraschte keinen sonderlich großen Wert auf diese Bekanntschaft zu legen schien. Er verabfolgte ihm im Gegenteil ein paar gesalzene und schallende Ohrfeigen und hätte damit wohl noch freigiebig fortgefahren, wäre nicht zu Adalberts Glück Herr Lorenzo auf dem Schauplatz erschienen. Mit einem tiefen Griff in die Geldbörse beglich dieser Schreck und Schaden und brachte den so jäh aus seiner Traumwelt gestürzten Jungen in Sicherheit.

In die endgültige Sicherheit aus den Anfechtungen und Gefahren des Zirkuslebens, heim in die stille Geborgenheit des wohlvertrauten kleinen Stübchens am Steindammer Tor in Königsberg, holte ihn dann am nächsten Tag seine Mutter. Und irgendwie war es ihm auch ganz recht so, wenn er dafür auch wieder die weit weniger interessante Beschäftigung mit Buchstaben und Zahlen in der engen Bank der Kantorschule in Kauf nehmen mußte.

Aus „Heitere Stremel von Weichsel und Memel", Schmunzelgeschichten aus Ost- u. Westpreußen, hrgg. von Fritz Kudnig. Aufstieg-Verlag, München.

Berühmte Pommern

Ein medizinisches Dreigestirn

Das durch sein Ordensschloß bekannte Schivelbein in Ostpommern schenkte im Jahre 1821 der Menschheit einen seiner größten Helfer: **R u d o l f V i r c h o w**, ein Wissenschaftler von Weltruf. Auf fast allen Gebieten der Medizin waren seine umwälzenden Entdeckungen Dienst an der leidenden Menschheit. Er war der Schöpfer der Zellularpathologie und schuf außerdem die Grundlagen zur modernen Anthropologie. Er arbeitete richtungweisend in der Archäologie mit, er war führend tätig in der Sozialarbeit und trug maßgebend zur Hebung der Volkshygiene sowie des Volksbildungswesens bei. Als liberaler Politiker zeigt er seine Kampfnatur in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, im Preußischen Abgeordnetenhaus und im Deutschen Reichstag.

Zu den berühmten Ärzten ist auch **T h e o d o r B i l l r o t h** aus Bergen auf der vorpommerschen Insel Rügen zu rechnen, der 1867 in die damalige Hochburg medizinischen Wirkens nach Wien berufen wurde. Seine Leistungen, besonders auf dem Gebiet der Chirurgie, waren vorbildlich und staunenswert. Dort in Wien wurde ihm, der auch ein anerkannter Musiker war, ein Brahms zum nahen Verwandten.

C a r l L u d w i g S c h l e i c h aus der Landeshauptstadt Stettin (1859 bis 1922) war Dichter, Philosoph und Arzt zugleich. Seine Lebensbeschreibung „Besonnte Vergangenheit" ist ein wichtiges kulturgeschichtliches Zeugnis seiner Zeit, in der die Menschen sich das Leben noch gemüt-, geist- und seelenvoll zu gestalten wußten. Als Arzt erfand er die örtliche Betäubung und wurde so zum Begründer der Infiltrationsanästhesie, von der Ernst v. Bergmann, selbst ein chirurgischer Meister von überragender Bedeutung, bekannte: „Sie ist die erste deutsche chirurgische Großtat überhaupt."

Albert Schweitzer lehrt jeden Neger, den er schmerzlos operiert, sich vor Schleichs Bild zu verbeugen mit den Worten: „Ich danke Ihnen, Monsieur Schleich."

Wo kommt der Ausdruck her?



Hinter dem Busch halten . . .

mit der Sprache nicht herausrücken, nicht klar zu erkennen geben, was man im Schilde führt. Wie so viele unserer bildhaften Redewendungen stammt auch diese aus den Zeiten des Rittertums, allerdings des schon entarteten, berüchtigten Raubrittertums. Der edle Stand der Ritter war allmählich herabgesunken zu bloßen Wegelagerern. Sie lauerten den Handelsreisenden und Bauern an versteckter Stelle auf — hinter einem Bergvorsprung, hinter einem Busch, bis der Augenblick günstig war, hervorzusprengen mit ihrem „Buschklepper" und die Reisenden auszurauben. Das Hinterhältige ist beiden Situationen gemeinsam, dem schnöden Raubritter aus mittelalterlichen Zeiten ebenso wie seinem Nachfolger, der etliche Jahrhunderte später sein verstecktes Spiel im heutigen zivilisierten Leben treibt.

Geburt des Kreuzworträtsels im Gefängnis

Der Chefredakteur der großen englischen Zeitung in Kapstadt erhielt eines Tages einen Brief aus dem Gefängnis. Zensiert. Was hatte der Häftling aus der Zelle Nr. 732 wohl zu berichten?

Aus dem Brief flatterte ein Zettel mit Quadraten und Buchstaben bedeckt. Im Brief hieß es: „Ich habe ein neues Rätselspiel ausgedacht, ein Worträtsel. Eigentlich ein Kreuzworträtsel, so könnte man es nennen. Vielleicht finden Ihre Leser Gefallen daran."

Der Chefredakteur lächelt und steckt den Zettel in die Tasche. Abends hatte er ein paar Freunde zu Besuch. Da fällt ihm das Rätsel ein, und er zieht es aus der Tasche: „Hat mir so ein Verrückter aus dem Gefängnis geschickt. Paßt mal auf: Kennt jemand einen Fluß in Afrika der mit G beginnt? Wer weiß — —?"

Eine Stunde lang sitzen vier ernste Männer um ein Blatt Papier, um das erste Kreuzworträtsel der Welt, und haben heiße Köpfe. Als sie es endlich gelöst haben, freuen sie sich wie Kinder. „Hast du nicht mehr Rätsel von dieser Sorte?" bestürmen sie den Chefredakteur. „Das war eben ein Heidenspaß . . ."

Am nächsten Tag fährt der Zeitungsboß zum Gefängnis, und bald steht vor ihm der Mann aus der Zelle Nr. 732. Victor Orville war ein reicher Landbesitzer in England gewesen. Bei der nächtlichen Heimfahrt von einer Geburtstagsfeier in der Gegend von Oxford fuhr er, angetrunken, seinen Wagen gegen einen Baum. Seine Frau war sofort tot. Das Gericht schickte den Fahrer auf fünf Jahre ins Gefängnis, die er auf seinen Wunsch hin in Kapstadt absitzen durfte.

Da ihn die Langeweile quält, denkt er sich ein Spiel aus. Mit Hilfe eines alten Lexikons erfindet er Denkaufgaben, wie sie bisher unbekannt waren. Der Wärter schüttelt bedenklich den Kopf, wie er in der Zelle die Quadrate findet: „Wohl verrückt geworden? Was sollen diese Balken und Buchstaben? Muß ich mal dem Arzt . . ."

Orville erklärt dem Arzt sein neues Worträtsel, und dieser ist begeistert: „Die meisten Menschen draußen haben nicht weniger Langeweile als Sie. Versuchen Sie Ihr Glück damit. Man müßte das einer Zeitung anbieten . . ."

Und so war es geschehen. Der Chefredakteur hat nicht nur ein neues Rätselspiel, er hat auch eine aufregende Geschichte gefunden, die bald durch alle Zeitungen der Welt ging. Und alle verlangten sie Kreuzworträtsel aus dem Gefängnis in Kapstadt. Orville hatte Tag und Nacht zu tun, er verdiente Geld und wieder Geld, man bot ihm die **höchsten Summen. Und er verkaufte** gut. Manche Zeitungen verdoppelten mit dem neuen Spiel ihre Auflagen. Als der Häftling für immer seine Zelle verließ, hatte er auf seinem Konto das Riesenvermögen von 2 Millionen Pfund gleich 40 Millionen Goldmark. Kaum ein anderer Erfinder hat soviel Geld gescheffelt wie er.

Auch nach seiner Entlassung blieb Orville in Kapstadt, menschenscheu und einsam. Er lebte mit einer Haushälterin in einer abgelegenen Villa und machte nichts als Kreuzworträtsel. Auf seinem Grabstein in Kapstadt steht sein Name, und daneben eingeritzt eines seiner Rätsel in — Kreuzform. Sein ganzes Vermögen hinterließ er seiner alten Haushälterin.

Noch viele Deutsche jenseits Oder-Neiße

Rund 250 000 wollen umgesiedelt werden — Polen stoppte die Ausreise

„Wir warten schon seit Monaten auf unsere Ausreisegenehmigung. Bei den polnischen Behörden geht es sehr langsam." Solche und ähnliche Zeilen erreichten in letzter Zeit viele Deutsche in der Bundesrepublik, die noch heute Verwandte in den polnisch besetzten Ostgebieten haben. Obwohl die Umsiedlertransporte im Rahmen der Familienzusammenführung von polnischer Seite inzwischen eingestellt wurden, ist damit zu rechnen, daß Einzelausreisen auf eigene Kosten weiterhin möglich bleiben. Es gibt schätzungsweise 250 000 Umsiedlungswillige.

In diesem Zusammenhang taucht jetzt die Frage auf, wieviel Deutsche noch heute „drüben" leben. Offizielle polnische Berichte und Statistiken werden darüber nicht veröffentlicht. Die Gesamtzahl kann also nur geschätzt werden. Es dürfte sich hier noch um etwa 600 000 bis 800 000 Deutsche handeln. Nach amtlichen polnischen Statistiken und auf Grund von Aussagen deutscher Umsiedler können die nebenstehenden Zahlen in den größeren Städten jenseits von Oder und Neiße annähernd der Wirklichkeit entsprechen.

	1939	1959	Dav. Deutsche
Allenstein	45 000	64 000	300
Breslau	650 000	412 000	2 000
Danzig	265 000	255 000	1 200
Elbing	86 000	52 000	350
Hirschberg	32 000	28 000	200
Königshütte	85 000	119 000	3 000
Kattowitz	130 000	200 000	8 000
Kolberg	37 700	19 500	200
Köslin	33 500	41 300	800
Oppeln	53 000	56 100	4 000
Stargard	38 800	21 000	300
Stettin	381 000	255 000	1 200
Waldenburg	64 100	64 000	4 200

Nach einer Warschauer Übersicht leben heute in den „westlichen Wojewodschaften" (besetzte deutsche Ostgebiete) 7,3 Millionen Menschen. Die Bevölkerungsdichte in diesem Gebiet wird mit 68,2 je qkm angegeben. Vor dem Kriege haben in diesem Raum 8,5 Millionen Menschen gewohnt, und die Bevölkerungsdichte betrug damals 85 je qkm. Über die Bevölkerungsbewegung im sowjetisch besetzten Teil Ostpreußens liegen keine genauen Zahlen vor.

Die Bevölkerungsstruktur hat sich infolge der Umwandlung Polens in einen Industriestaat erheblich verändert. Während die Groß- und Mittelstädte übervölkert sind, wobei teilweise Vorkriegseinwohnerzahlen übertroffen wurden, weisen die ländlichen Bezirke nur schwache Besiedlung auf. Hier sind die Vorkriegszahlen erst zu 40 bis 60 Prozent erreicht. Zu erwähnen wäre noch, daß die höheren Einwohnerzahlen verschiedener ostdeutscher Städte durch Eingemeindungen umliegender Ortschaften entstanden sind.

Die wirtschaftliche Lage der Deutschen hat sich seit 1950 allmählich, seit 1956 schneller gebessert. Die meisten leben heute im schlesischen Raum, vor allem im oberschlesischen Industriegebiet. Zum überwiegenden Teil beherrschen sie die polnische Sprache und sind damit zu einem nicht mehr auffallenden Teil innerhalb der polnischen Bevölkerung geworden. Bis zum Beginn der Umsiedlung war das Waldenburger Kohlengebiet die größte deutsche Sprachinsel jenseits von Oder und Neiße. In ganz Niederschlesien war einschließlich Breslau und bis nach Glatz ein weitverzweigtes deutsches Schulwesen eingerichtet worden. Heute bestehen davon nur noch sechs deutsche Grundschulen mit etwa 200 deutschen Schulkindern.

Die Eheschließungen der Vertriebenen

Im Jahre 1958 haben insgesamt 929 432 Bundesbürger die Ehe geschlossen. Von ihnen waren 171 180 oder 18,4 Prozent Vertriebene, von denen 58 106 oder 33,9 Prozent Vertriebene geheiratet haben, während 113 074 oder 66,1 Prozent mit Einheimischen die Ehe eingegangen sind. Der Anteil der Vertriebenen, die sich mit Einheimischen vermählt, ist im Laufe der Jahre ständig gewachsen. Im Jahre 1950 belief er sich auf 54,3 Prozent; im Jahre 1953 betrug er 59,3 Prozent; im Jahre 1956 machte er schon 63,1 Prozent aus, und im Jahre 1957 war er auf 65,1 Prozent gestiegen.

Wir gratulieren!

Gnadenhochzeit

Das seltene Fest der Gnadenhochzeit feierten am 19. Oktober Eduard H o r n (93), geb. in Bartenstein, und Ehefrau Bertha geb. Peters (92), geb. in Danzig. Seit ihrer Vertreibung im Jahre 1946 aus Danzig, wo sie 1890 die Ehe schlossen, wohnt das Paar in Apelnstedt bei Wolfenbüttel.

Diamantene Hochzeit

Eheleute Paul L e w a l d und Florentine, geb. Bansemer aus Kaltdorf bei Marienburg am 14. Oktober in Bad Harzburg.

Goldene Hochzeit

Eheleute Gustav B e h r e n d t und Berta, geb. Schwalm aus Paulsdorf, Kr. Marienwerder, am 9. Oktober in Bennefeld bei Walsrode.

Eheleute Gustav B o c k und Emma, geb. Drosdatis aus dem Kreis Angerburg am 1. Oktober in Luhdorf, Kr. Winsen. Beide Jubilare erfreuen sich bester Gesundheit. An eine Rückkehr in die alte Heimat glauben sie jedoch nicht mehr. Ihr größter Wunsch aber ist — einmal eine Reise in die alte Heimat unternehmen zu können.

Eheleute Heinrich N a u j o k s und Else, geb. Remkus aus Elchwerder am 3. Oktober in Wagenfeld, Kr. Diepholz.

Eheleute Karl P l e w e und Helene, geb. Hafke aus Perwissau, Kr. Königsberg, resp. Lautkalm, Kr. Labiau gebürtig, am 11. Oktober in Visselhövede.

Eheleute Paul R a t z k e und Elisabeth, geb. Babicki aus Danzig-Langfuhr am 15. Oktober in Lauenstein, Kr. Hameln.

100. Geburtstag

Johanna K ö h n s aus Kornieten, Kr. Fischhausen, konnte am 9. Oktober als älteste Einwohnerin von Lüneburg ihren 100. Geburtstag feiern. Sie heiratete 1882. Ihr Mann, der als Bauarbeiter in Königsberg tätig war, starb schon 1923. Im Frühjahr 1945 gelang der Jubilarin die Flucht aus Ostpreußen auf einem Räumboot der Kriegsmarine. Seit dieser Zeit lebt sie in Lüneburg bei einem ihrer vier Pflegekinder.

85. Geburtstag

Auguste D o m b e r t aus dem Kreis Rosenberg/Westpr. am 12. Oktober in Cloppenburg. In ihrer Ehe wurden ihr neun Kinder beschert; 14 Enkel und 5 Urenkel gratulieren ihr zu ihrem Ehrentage.

83. Geburtstag

Elina S c h i s c h k e, geb. Schelonka aus Braunsberg, Ehefrau des Lokführers Eduard Schischke von der Haffuferbahn Elbing-Braunsberg, am 26. November in Seesen/Harz, Am Probstbusch 8.

80. Geburtstag

Olga H a r d e r, geb. Wellm, gebürtig aus Pröbbernau auf der Frischen Nehrung, bis 1944 wohnhaft in Elbing, am 19. Oktober in Sulingen.

75. Geburtstag

Margarete M e r t i n e i t, geb. Korsch aus Mohrungen am 12 November in Seesen/Harz, Schildaustraße 4, im Hause ihrer Tochter Erna und ihres Schwiegesohnes Max Liedtke (fr. Königsberg-Juditten).

71. Geburtstag

Franz S t a n s c h e i t aus Königsberg/Pr. am 29. November in Salmünster/Hessen, Huttengasse 9. Der Jubilar stand auch in seiner neuen Heimat bis zur Erreichung der Altersgrenze in städtischen Diensten.

70. Geburtstag

Emma B u b l i t z, geb. Briese aus Sensburg am 2. November in Duisburg-Hamborn, Franz Julius-Straße 16.

Das kulturelle Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte" wünscht allen Jubilaren alles Gute und weiterhin beste Gesundheit.

Direktor Sonne 80 Jahre alt



Am 21. November 1960 vollendete der ehemalige 1. Direktor der Königsberger Werke und Straßenbahn G.m.b.H. (KWS), Königsberg (Pr.), G e o r g S o n n e, in Wildemann/Oberharz sein 80. Lebensjahr. Unter seiner Leitung haben die KWS infolge der jahrzehntelangen rastlosen Arbeit des Jubilars ihren wirtschaftlichen Höhepunkt erreicht. Trotz seines Alters und seines angegriffenen Gesundheitszustandes leitet er seit 1947 den Arbeitsausschuß der ehemaligen Betriebsangehörigen der KWS, um seinen früheren Gefolgschaftsmitgliedern zu ihren wohlerworbenen Rechten zu verhelfen.

Am 7. Dezember 1959 wurde Direktor i. R. Georg Sonne vom Bundespräsidenten in Anerkennung der um Staat und Volk erworbenen besonderen Verdienste das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Die hohe Auszeichnung ist eine Anerkennung für seine langjährige umfangreiche und erfolgreiche ehrenamtliche soziale Tätigkeit, die den ehemaligen Betriebsangehörigen der KWS und deren Hinterbliebenen — also Flüchtlingen und Vertriebenen — zugute gekommen ist.

Die KWSler dankten ihm für seinen unermüdlichen Einsatz durch die Überreichung eines Ölgemäldes des Marinemalers Klaus Wenkus aus Leck (Schlesw.) und wünschten ihm noch einen langen, gesegneten Lebensabend. -er

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

87

Liebe ostpreißische Landsleite!

Wer von Ihnen hat dem August Schöpsdat gekannt? Er war Telegrafenbauarbeiter bei's Postamt in Insterburg und sozusagen mein Kollege. Aber man e sehr kleiner und unbedeitender, wenn er auch so e lange Tittlatur hadd. Zum Briefträger hadd es nich gelangt, denn er war e bißche geistig unterernährt und fand sich mittes Lesen und Schreiben nich ganz zerecht. Vleicht gerad deswegen war er e guter Mensch und e treier Kamerad. Wenn er bloß nich dem Uschkoreit seine Malwine geheirat hädd, wissen Se, die war nämlich e richtiger Besen, und so ging er an ihre Seit e holprigem Lebensweg mit viele Schlaglöcher.

Eigentlich hadd er es aufe jingste Mergell vom Uschkoreit abgesehen, aufe Trautche, im ganzen waren vier. Der Uschkoreit hadd sich, um einem Jung zu kriegen, sozusagen gewissermaßen dem ganzen Stall voll Mergellens gejagt. Nu huckden se aller wie de Hiehner aufe Stang und lauerden auf Breitigams, wo nich kamen. Und gerad in dem Momang trampeld der schosslige August in ihrem Blickfeld und in ihre gute Stub rein. Der Uschkoreit war ausgekocht und auf Rand genäht, außerdem häd er seine Grundsätze, wo er nich von abging.

Der erste Grundsatz hieß: „Meine vier Mergellens werden hibsch nache Reih verheirat, de älteste fängt an, und das is de Malwine. Die muß zuerst außem Haus." Drei Stunden verhandeld der August weg'ne Trautche, es nitzd ihm nuscht, der Uschkoret war ihm ieber. Und wie er wegging, hadd er de Malwine am Hals. Geizig war der Uschkoreit natierlich auch. Weil er seine vier Mergellens mit Gewalt loswerden wolld, fiehrd er ihnen immer aus, wenn irgendwo Schrumm war, wo se sich e Breitgam zergrabbeln konnden. Aber er gab ihnen nich e Dittche inne Fupp, ihre Limmenad missden se sich von ihre Tänzers spendieren lassen. Und wenn se mal ... na, Se wissen ja — denn missden se sich bei ihm e Dittche prachern kommen. Er huckd denn immer breitbeinig am Tisch, goß sich diwärse Bierchens hinterm Krägenknopf und fiehrd geschwollene Reden, was seine Mergellens alles mitkriegen und wie tichtig se sind. „Jede ersetzt drei Kerdels aufem Hof", sagd er, „und wer eine von die kriegt, braucht keinem Knecht nich mehr."

So huckd er wieder mal und tat ihnen anpreisen wie sauer Bier. Da kam de Malwine e Dittche holen. Dauerd nich lang, kam de Erna, und gleich hinterher de Minna. E Weilche später kam auch noch de Trautche, und er rickd mißmutig einem Dittche nachem andern raus. Inne nächste Tanzpause kam de Malwine noch emal, se hädd e Flaschche Selter getrunken und mißd nu wieder verschwinden. Da haud der Uschkoreit mitte Faust aufem Tisch, daß de Gläser und de Teller hoppsden, und brilld: „Ju veer Mergelles" — wenn er sich ärgerd, sprach e immer Platt — „ju p ... mi joa von Hus onn Hoff! Obber dat segg öck ju, veer Dittkes röskeer öck noch, denn ös Fieeroawend! Denn könne ju söck de Briedgams opp Löschpapeer moale. Veer Dittkes noch, denn goehne wi tohus on doamött bastjahn!"

Ja, dem feinen Benimm hadd er bestimmt nich mit Löffels gefressen. Und de Malwine war genau so wie er, raffeniert, grob und geizig. Der arme August war zu bedauern. Solang wie er jung und immer unterwegens auf Leitungsbau war, merkd er es noch nich so doll, weil se bloß einmal inne Woch Gelegenheit hädd, auf seine inwändige Seele mit Klumpen rumzutrampeln, ihm zu beschimpfen und zu kujenieren. Aber denn wurd er älter, verlor de Haare und de Zähne und konnd nich mehr rausfahren, sondern missd aufem Posthof Pakete einladen. Wenn de Malwine denn aufem Markt einkaufen ging, hädd se immer sein falsches Gebiß inne Handtasch. Es konnd doch so sein, daß er mal frieher zu Haus kam, und denn solld er nich selbständig am Fleisch und anne Wurst rangehn. So raffeniert war se.

Und einmal machden de Kollegen e Eisbein-Essen, und er solld auch kommen. Da hat er sich zu Hause de Lippen fusslig geredt und gepranzelt, bis se ihm endlich großziegig Erlaubnis gab. Sogar das Gebiß rickd se raus, daß er de Knochen gut benagen konnd. Aber Urlaub kriegd er bloß bis zwölf, sonst gab mittem Schrobber, das wußd er. Das Eisbeinessen nahm einem gemietlichem und sehr feichtem Verlauf. De Kollegen machden sich dem Spaß, dem August richtig einzuseifen, indem daß se ihm dauernd einem gegne Wirmer eingaben. Dauerd auch nich lang, da war er ganz geheerig benuschelt und fiehrd blutrinstige Redensarten, wie er nu endlich mal Mann sein und de Malwine kleinkriegen wird. Aber wie plötzlich zwölf schlug, wurd er kreideweiß wie der Kalk anne Wand und mit einem Rucks spurnichtern. „Liebe Kollegen", sagd er, „ich muß noch zum Vortrag gehen."

Keiner wußd, wo nu mitten inne Nacht e Vortrag gehalten wurd. Aber er blieb dabei, daß er gehen missd, und wer denkt, daß jetzt keinem Vortrag nich mehr gibt, der kennt ebend de Malwine nich, meind er. Nu fingen aller an, ihm zu treesten und Mut einzuflößen, natierlich flissigem Mut, hochprozentigem. Und einer kam auf dem Gedanken, fiere Malwine e scheenes Eisbein zu spendieren, wo er denn als Drachenfutter mitnehmen und ihr feierlich ieberreichen solld, wenn se ihm mittem Schrobber empfängt. „So e appetitliches, durchwachsenes Eisbein is immer e gutes Pflaster aufem zornigen Busen", sagd er, „und besänftigt das Gemiet."

Der August sah es ein, daß er auf die Art nich so ganz hilflos und wehrlos de Malwine und ihrem Schrobber ausgeliefert sein wird, und ließ sich zureden, noch e Weilche zu bleiben, bis das Eisbein eingepackt war. Er blieb bis drei, denn kriegd er das Päckchen inne Hand gedrickt und wurd mit viele gute Wünsche aufem Heimweg geschickt. Das war auch neetig, denn er hadd starke Schlagseit, — all zum zweiten Mal — und dem Zustand konnd de Malwine aufem Tod nich leiden. Es ging auch tatsächlich alles gut. Er fand das Haus, wo er wohnd, der Schlissel paßd auch, und de Malwine empfing ihm anne Tier im Nachthemd und mittem Teppichklopfer inne Hand. Geradzig wolld se losgehen mit ihre Strafpredigt, da hield er ihr das Päckchen untre Nas und sagd: „Malwinche, sei man nich bees, daß ich erst so spät komm und auch e bißche was getrunken hab. Das is bloß wegen die bessere Verdauung. Ich hab dir auch e scheenes, saftiges Eisbein mitgebracht, daß du auch was von hast."

Das war de längste Red, wo er bis jetzt innes ganze eheliche Leben gehalten hädd. De Malwine war geriehrt, wahrscheinlich zum ersten Mal in ihre Ehe, ließ dem Teppichklopfer fallen, umärmeld dem August und gab ihm e sießes Butschche. So war alles gut gegangen, und er war von Dank erfillt fier seine Kollegen, wo dem guten Einfall gehabt und ihm von die schrecklichen Folgen von seine Urlaubsleberschreitung bewahrt hädden. Se gingen friedlich schlafen, und de Malwine treimd von das gut durchwachsene Eisbein, wo se zum Friehstick verdricken wolld. Der August aber sah im Geist seine Malwine zahm und friedlich und dachd: „Wie doch manchmal das Lebensglick diräkt bloß anne Kleinigkeit hängt! Diesmal is es das Eisbein, das nächste Mal is es vleicht e Silzkotlett oder e Paar Wirstchen."

Mit diese philosofische Erkenntnis schlief er ein. Aber das dicke End kam nach. Dem andern Morgen huckd de Malwine am Tisch und trank ihrem Plurksch, Zorn im Busen und Gewitter inne Plautz. Und wie er ihr heeflich begrießen wolld, da brilld se ihm an, daß er bald auße Schlorren kippd. In dem Päckche war kein Eisbein nich gewesen, sondern de Kollegens hadden alle begnagte Knochens eingepackt und fiere Malwine nitgegeben. Seit die Zeit ging der August niemals nich mehr zum Eisbein-Essen, das eine Mal hädd ihm geniegt.

Viele herzliche Grieße, meine lieben Landsleite, von Ihrem

Ernst Trostmann,
Landbriefträger z. A.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Itzehoe

Zu der letzten Vorstandssitzung der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen waren auch die rührigen Bezirkskassierer geladen. Der 1. Vorsitzende, Schulrat i. R. Grohnert, dankte den Kassierern besonders für ihre aufopferungsvolle Arbeit. Danach erstattete Grohnert einen Bericht zur heimatpolitischen Lage, dem sich eine rege Aussprache anschloß.

Über die in den letzten Wochen durchgeführten Veranstaltungen (Sommerausflug nach Büsum, Weserberglandfahrt und Altenkaffee) wurde vom Vorsitzenden berichtet.

Für den 18. 11. 1960 ist ein heiterer Heimatabend vorgesehen, der wie üblich in Baumanns Gesellschaftshaus stattfinden soll.

Vechta

Auf dem letzten Heimatabend der Ost- und Westpreußen und Danziger sprach Norbert Frühauf über das Verhältnis Deutschland — Polen. Trennende Faktoren seien der jahrhundertealte Drang Polens nach einem eigenen Zugang zum Meer und die unselige Schuldverstrikkung unserer jüngsten Vergangenheit. Polen gehöre jedoch ebenso wie Deutschland zum Abendland. Der Referent schloß mit der Hoffnung, daß beide Völker eines Tages einen gemeinsamen Nenner finden würden, um alles Trennende zu überwinden.

Hildesheim

Im festlich geschmückten Saal bei „Hotopp" beging die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen ihr Erntefest. Unter der von einer frü-

heren Bäuerin selbstgebundenen Erntekrone zeigte die DJO Volkstänze aus dem deutschen Osten, umrahmt von Liedern der Frauengruppe.

Vienenburg

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Pommern und Wartheland konnte in ihrer gut besuchten Monatsversammlung Stadtdirektor a. D. Müller begrüßen, der über wichtige Fragen der Vertriebenen referierte. Breiten Raum nahm die Diskussion über Möglichkeiten der kulturellen Betreuung ein.

Die diesjährige Adventsfeier soll am 4. Dezember im Hotel Bestehorn nach ostpreußischer Art stattfinden.

Stadtoldendorf

Nach einer Sommerpause nahm die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen mit einem Heimatabend wieder ihre Arbeit auf. Für den in die Oberpfalz übersiedelten bisherigen Vorsitzenden Rektor a. D. Oskar Schlokat hat fürs erste Karl Herbert Kühn den Vorsitz übernommen.

Nächste Veranstaltung: Lichtbildervortrag am 14. Novmber.

Wolfenbüttel

Die Landsmannschaft der Westpreußen kam zu einem Lichtbildervortrag zusammen. Lieselotte Kuhn führte in das heutige Elbing und berichtete anschaulich über die heutigen Lebensverhältnisse im polnisch verwalteten Teil der Heimat. Die Landsmännin hatte in diesem Sommer Gelegenheit, ihre alte Heimat für 12 Tage wiederzusehen. Bemerkenswert fand die Vortragende vor allem die Gastfreundschaft, die ihr nicht nur von den in Elbing verbliebenen Deutschen, sondern auch von den Polen entgegenbracht wurde. Die Aufnahmen vermittelten sehr gute Eindrücke vom Leben, Treiben, und Aufbau in der westpreußischen Heimat. Natürlich war es nicht immer einfach, an allen Orten Aufnahmen zu machen; aber selbst die polnische Miliz wußte „ein Auge" zuzudrücken. Herzlicher Beifall dankte Frau Kuhn für ihren Vortrag, den sie voraussichtlich in einem der nächsten Abende wiederholen wird, weil nicht alle Landsleute Gelegenheit hatten, an diesem ebenso interessanten wie aufschlußreichen Abend teilzunehmen.

Bad Harzburg

Die Vereinigten Landsmannschaften der Ost- und Westpreußen, Pommern, Weichsel-Warthe- und Baltendeutschen fanden sich zu einem heimatlichen Erntefest zusammen. Um den Bänderbaum mit der Erntekrone wechselten Volkstanz und Lieder der Heimat im Programm. Natürlich kam auch der Humor nicht zu kurz, und ein flotter Tanz zu den beschwingten Darbietungen der Musici des Kurorchesters beschloß den Abend.

Seesen/Harz

Bereits zum zehnten Mal feierte die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen fern der Heimat ihr Erntedankfest. Frau Fahlke sprach eingangs ein Erntegedicht, und dann brachten die Jüngsten der Landsmannschaft ein lustiges Spiel vom „Wettermacher" zur Aufführung; sie spielten es mit erstaunlicher Hingabe und Begeisterung und konnten dafür auch herzlichen Beifall der Erwachsenen ernten. Ein Ernteaufzug mit Ährenkrone sowie ein Reigen der Mädchengruppe schlossen sich an.

Der Vorsitzende hob in seinem Schlußwort hervor, daß das rege landsmannschaftliche Leben in Seesen im wesentlichen das Werk des bisherigen Vorsitzenden, Schulrat Papendick sei, der in den letzten zehn Jahren die Geschicke der Landsmannschaft in seinen Händen hatte. Als Dank für seine unermüdliche Arbeit wurde Schulrat Papendick zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Lübbecke/Westf.

Die letzte Monatstagung stand im Zeichen des Erntedanks. Die Jugend wirkte dabei durch Gedichtvorträge mit, während die Damen des Kulturausschusses Lesungen darboten. Der Vorsitzende, Lm. Hardt, hob in seiner Rede vor allem die großen Hungersnöte in der Welt hervor, die unsere Hilfe herausfordern.

Am Totensonntag wird das neu errichtete Mahnmal des Ostens (das alte hatte vor Monaten ein heftiger Sturm umgeworfen) der Öffentlichkeit übergeben.

Hof/Saale

Bei der letzten Monatsversammlung, einem Erntedankfest mit anschließendem Tanz, konnte der 1. Vorsitzende Paul Bergner zahlreiche Mitglieder und Gäste begrüßen. Die Erntefeiern in der fernen Heimat, so hob er hervor, hätten die Kleinstädte und die Dorfgemeinschaften eng verbunden. Unter der Leitung der Kulturwartin Erna Parczanny boten Mitglieder und Jugendliche ein Wortspiel: ein Wechselgespräch, teils in ostpreußischer Mundart, in welchem des Wachsens und Reifens der Frucht und der Ernte gedacht wurde; es klang aus in der beglückenden Gewißheit, daß Gott für Mensch und Tier gesorgt habe. Lieder umrahmten die Darbietung.

Nächste Veranstaltung: Monatsversammlung (Filmabend) am Samstag, 12. November, 20 Uhr, im „Blauen Stern".

Rittertag der Preußischen Genossenschaft des Johanniterordens

Die Preußische Genossenschaft des Johanniterordens hielt am 17. und 18. September ihren sechsten Rittertag nach dem Kriege in Bad Godesberg ab, an dem 16 ostpreußische Ritterbrüder teilnahmen. Für den erkrankten Kommentator Dr. Graf v. Lehndorff leitete Graf v. Schlieben (Sanditten) den Rittertag. Er konnte unter den Gästen den Herrenmeister des Ordens Prinz Wilhelm Karl von Preußen begrüßen. Nach dem Gedenken der seit dem letzten Rittertag verstorbenen Ritterbrüder, des Rechtsritters Gen.-Lt. a. D. Oskar v. Beneckendorf und v. Hindenburg (Neudeck) sowie der Ehrenritter Landrat a. D. Dr. Karl v. Buchka und Ob.-Reg.-Rat a. D. Albrecht v. Dewitzgen. v. Krebs, wurden drei Neuaufnahmen bekannt gegeben. Prinz Wilhelm Karl von Preußen, der zum ersten Mal im Kreise der ostpreußischen Ritterbrüder weilte, richtete ebenfalls das Wort an die Anwesenden. Er umriß unter anderem Bedeutung und Aufgaben der Ostgenossenschaften des Johanniterordens in der heutigen Situation und wies darauf hin, daß der Johanniterorden mit seinen nach deutschen Ländern und preußischen Provinzen gegliederten Genossenschaften nahezu die einzige Organisation darstelle, die noch das gesamte Deutschland umfasse.

Die Aussprache über die Arbeit der Genossenschaft betraf vor allem das Krankenhaus in Burscheid (Rhld.), dessen Verwaltungsleitung nunmehr in den Händen des Ritterbruders Hans v. Gottberg liegt. Außerdem ist im Kuratorium anstelle des bisherigen Kurators v. Waldow der Ritterbruder Dr. v. Katte getreten. Sodann wurde darauf hingewiesen, daß seit dem letzten Rittertag für die Unterstützung der im polnisch besetzten Teil Ostpreußens verbliebenen Landsleute ein namhafter Geldbetrag zur Verfügung gestellt werden konnte. Die Unterstützung erfolgte in der Form von Paketsendungen. Mit der Durchführung dieser Aufgabe wurde der Bund ostpreußischer Studierender in Bonn betraut, um den Studenten Gelegenheit zu geben, sich auf diese Weise durch tätige Mithilfe für die Belange der Heimat einzusetzen. Es bleibt abzuwarten, ob dieses Zusammenwirken mit dem Bund ostpreußischer Studierender in Bonn den gewünschten Erfolg zeigen wird. Weitere Geldbeträge wurden für ostpreußische Kinder aus Berlin und für Paketsendungen in die Sowjetzone verwendet.

Am Sonntagmorgen nahmen die Mitglieder der Genossenschaft gemeinsam am Gottesdienst teil. Erstmalig erfolgte die Verpflichtung der neuen Ritterbrüder in feierlicher Form vor dem Altar durch den Herrenmeister. Im Anschluß an den Gottesdienst hielt Pfarrer v. Huhn einen Vortrag über das Thema: Kollektivmensch - Einzelgänger - Gemeindemitglied. Der Rittertag klang am Sonntagnachmittag mit einer Autobusfahrt an die Ahr aus. Dr. v. W i t t e n

Geheimrat von Kries verstorben

Nach längerem Leiden ist Geheimrat Eberhard von Kries am 9. September in einem Altersheim in Pinneberg verschieden. Eberhard von Kries stammte aus dem Hause Kriesfelde in Westpreußen, wo er am 5. Januar 1876 geboren worden war. Nach mehrjähriger Tätigkeit am Oberpräsidium in Danzig wurde er kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges in das Preußische Ministerium des Inneren berufen, wo er insbesondere mit der Fürsorge für die preußischen Ostprovinzen betraut war. Nach Ende des Krieges schied er aus dem Ministerium aus, um nunmehr als Mitglied des Preußischen Oberverwaltungsgerichtes dem Staate weiter zu dienen. Dienstliche Anerkennung und Vertrauen, welche Eberhard von Kries entgegengebracht wurden, kamen in seiner Berufung zum Präsidenten des Senats für Disziplinarangelegenheiten zum Ausdruck, als der er bis zur Erreichung der Altersgrenze wirkte.

Nach dem Verlust seiner Heimat 1918 traf den Geheimrat und Senatspräsidenten von Kries 1945 erneut das Los der Vertreibung aus Potsdam, daß er sich zum Ruhesitz gewählt hatte. Dem Wunsche des Verstorbenen entsprechend wurde er aber auf dem Friedhof in Potsdam-Bornstedt an der Seite seiner ihm 1945 vorangegangenen Gattin beigesetzt.

Königsberger Neue Zeitung



EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 11 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — November 1960

Das Königsberger Theater Anfang des 19. Jahrhunderts

Ein Zeitgemälde
Folge II
Von Erich Rauch

Wie schon angedeutet, besonders lebhaft wird es im „Königsberger Theaterblatte", wenn es um Engagementswechsel ging. Davon ein Beispiel:

„8then Januar 1815. — Gleich wie wir uns an Menschen durch täglichen Umgang gewöhnen, deren Wesen uns anfangs nicht ansprach, und ihre Eigenschaften ertragen lernen, und sie sogar liebenswürdig finden — so gewöhnt sich Auge, Herz und Ohr an die Gestalt, die Sprache und Eigenthümlichkeiten des Schauspielers. Deshalb wird uns der Verlust sehr achtbarer Schauspieler schmerzlich und fühlbar werden.

Unter den freiwillig abgehenden Personen nennt man im Publico Mad. Wolschowsky. Sie erfreut durch ihr fleißiges Spiel uns seit 20 Jahren und gewann in dieser Zeit nicht nur den Beifall jedes Einzelnen als Künstlerin, sondern auch alle Herzen durch ihren persönlichen biederen Charakter."

Es folgt eine Aufzählung ihrer Vielseitigkeit mit dem Abschluß: „Ergraut in unseren Mauern, hat sie Ansprüche auf unsere Dankbarkeit."

Weiter äußert der Verfasser Anteilnahme an mehreren weiteren scheidenden Mitgliedern, wie z. B.: „Herr Lanz erfreute uns seit Jahren durch sein launiges, richtiges Spiel. Neben Herrn Weiß, der als feiner Comiker wohl hoch über Herrn Wurm steht, gefiel er allgemein und verdarb auch Nebenrollen nicht. Seitdem aber Herr Wurm uns seine Berliner Delikatessen aufgetischt hat, soll Herr Lanz uns nicht mehr amüsieren dürfen. Der seine Rollen spielende Nachahmer und Schüler Wurm's wird Herrn Lanz nicht ersetzen können, da seine Figur zu den wenigsten Rollen paßt, und sein kreischendes Sprach-Organ höchst widerlich ist. In musikalischer Hinsicht haben sich beide nichts vorzuwerfen. Nur daß Herr Lanz durch keine ernsthaften Gebärden beim Gesang in einer komischen Parthie zu verstehen gibt: er glaube singen zu können. Aber ihm und seiner Gattin fehlt die reine Aussprache. Die böse Stimme! Herr v. Kotzebue sagt selbst von Frau Lanz, ihr fehle zu einer vortrefflichen Künstlerin nichts als das, was sie sich nicht geben kann, die Stimme! Aber wie gern wollen wir diese schwache Stimme ertragen, um die lautere unseres Herzens nicht schreien zu hören!"

Als Quintessenz folgt dann: „Genug! Es ist traurig, die Wünsche und Meinungen um so gewisser vergebens ansprechen zu müssen, da selbst die Stimme des Publikums — die in dieser für sie so wichtigen Angelegenheit durchaus entscheidend seyn sollte — völlig unbeachtet bleibt. Doch würke ein jeder auch hier für die guthe Sache — und es wird besser werden."

Wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird man erkennen, daß die Stellungnahme des Rezensenten nicht unbeeinflußt erfolgt ist; der Hauptkrach scheint wegen der in Königsberg ergrauten Mad. Wolschowsky erfolgt zu sein. Der Rezensent weiß nämlich auch über die Gagenverhältnisse der Künstler gut Bescheid, und wenn's um Pinkepinke geht, werden oft alle Bande frommer Scheu gelöst. So lesen wir in einer späteren Ausgabe des Theaterblattes:

„Wenn es wahr ist, daß man Mad. Wolschowsky nur 12 Rhtlr. Gage geben wolle statt 20 Rhtlr., die sie und ihr Mann bisher bezogen, daß sie sich 4 Rhtlr. mehr, nehmlich 16 Rhtlr. aber vergebens erbeten, so dürfte es eine Härte insolvieren, um 4 Rhtlr. mehr, die sie erbittet als so viel Hr. Wolschowsky doch wohl werth ist gegen Herrn A., der auch 12 Rthlr. Gage erhält, eine Frau alterswegen zu verabschieden, der man es in ihrem lebendigen Spiel noch neulich in den beiden Klingsbergen wahrlich nicht ansah, daß sie des Alters Gebrechen trage.

Es ist erfreuend in einem Zeitpunkte, wo der Schauspieler einen geachteten Standpunkt im bürgerlichen Leben einnimmt, wo der Gouverneur einer so großen Stadt nicht mehr wie vor ohngefähr 30 Jahren den Directeur der Gesellschaft fragte: „wie stark ist Eure Bande?" in einem solchen Zeitpunkt Schauspieler wie Mad. Wolschowsky und mehrere unserer Bühne anzutreffen, welche durch ihren moralichen Werth sich auch außer dem Theater Achtung zu erwerben wissen! Dies gereicht auch dem Publico Königsbergs zum Ruhme, da es die edelsten Gefühle des Menschen ausdrückt, und da auch nur dadurch bewirkt werden kann, dem Theater die von Seiten des Staates beabsichtigte höhere Tendenz zu verschaffen.

Es kann dahero von niemandem übel gedeutet werden: daß Mad. Wolschowsky mit ihrem Mann und mit Hrn. und Mad. Lanz unserer Bühne möchten erhalten bleiben, da diese zusammen fast eine Familie ausmachen mit vielversprechenden Kindern, und da eine Mehrausgabe von 4 Rhtlr. wöchentlich kein relevanter Grund der Verabschiedung seyn kann. Sollte dieser Wunsch keinen Eingang finden, so fragt man ergebenst an, ob er dann erfüllt werden wird, wenn mehrere Personen sich vereinigen, diese 4 Rthlr. aufzubringen? und erwartet darüber eine geneigte Antwort im nächsten Theaterblatt."

Wenn man bedenkt, daß um die Wende des 19. Jahrhunderts, wo dieses Theaterblatt erschien, einzelne Bühnen-Ensembles gerade erst begonnen hatten, seßhaft zu werden, also vom Wandertheater zum teilweise subventionierten ständigen Theaterbetrieb überzugehen, ist es erstaunlich und erfreulich zugleich zu beobachten, wie stark das Interesse der Bevölkerung an ihren Theatern war, und nur so erklärt sich auch die Bereitschaft der Theaterverwaltung, periodische Rechenschaftsberichte herauszugeben, die von kulturhistorischer Bedeutung sein dürften. Einen solchen stellt der im „Königsberger Theaterblatt" Nr. 3 vom 14. Januar 1815 dar.

„Rechenschaft
dem Publicum dargelegt von der Administration des Theater, betr. deren Verwaltung vom 1. October bis letzten December 1814.

Als die jetzige Theater-Administration ihre Geschäfte antrat, war es einer ihrer ersten Beschlüsse, nicht allein dem Publicum vierteljährlich Bericht zu erstatten über die Angelegenheiten unserer Bühne, sondern ihm auch im strengsten Sinne des Wortes Rechenschaft von der ganzen Verwaltung abzulegen, damit Jedermann immer mehr fühle und überzeugt werde, das Publicum sei jetzt selbst Director seines Theaters, und die Administratoren thuen nichts, was sie der Beprüfung des Directors nicht offen darlegen könnten. Nur auf diese Weise kann das Theater — wie es von Rechts wegen seyn muß — eine allgemeine Angelegenheit der Stadt werden und jeder Bürger wird als Miteygenthümer einer aufblühenden Anstalt und Richter über deren Verwaltung sich immer mehr und mehr dafür interessieren.

In dieser angenehmen Überzeugung hat die Administration die Ehre, dem Publicum heute die Rechenschaft abzulegen, sowohl über das Ökonomische als über das Kunst-Fach.

I. Rechenschaft über das ökonomische Fach

Die Theatercasse hatte in drei Monaten eingenommen	13 105 Rthlr.
Die Abonnements-Casse hat für drei Monate empfangen	2 703 Rthlr.
Summa:	15 808 Rthlr.

Davon ist ausgegeben worden:	Rthlr.	gr.
1. Gagen	5 667	30
2. Die gew. Ausgaben des Tages	1 202	61
3. Die Beleuchtung	899	87
4. Das Orchester	1 170	—
5. Garderobe, Abschreibegebühr und dergleichen	1 020	13½
6. Zettel	214	—
7. Honorare an Gästen und hiesige Schauspieler	340	60
8. Decorationen u. Theaterapparat	473	63
9. Reisegelder	689	27
10. Haus-Miethe	500	—
11. Die neue Beleuchtung	391	12
12. Extraordinaire Ausgaben	529	40
Summa:	13 038	38½

Es bleiben folglich von der Einnahme in der Theater-Casse 2769 Rthlr. 65 gr.

Außer dieser Summe sind noch, von den Abonnementsgeldern für das erste Halbejahr in der Abonnements-Casse vorhanden: 2467 Thaler, besitzt die Casse überhaupt an vorräthigen Geldern 5236 Thaler.

Sollte ein Mitglied des Publicums Belieben tragen, die mit pünktlicher Ordnung geführten Bücher selbst durchzusehen, so steht dies nicht allein Jedem frey, sondern es wird auch der Administration zum Vergnügen gereichen, wenn dieser oder jener sich noch mehr en detail von dem unterrichten will, was hier nur im Ganzen dargestellt werden konnte."

Es wird nun der Königsberger Kaufmannsschaft gedankt für die Unterstützung, die sie dem Theater aus freien Stücken an Gaben geleistet hat, und fortgefahren:

II. Rechenschaft über das Kunstfach

Um die im ersten Vierteljahr bewürkten Verbesserungen gehörig zu würdigen, ersucht die Administration das Publicum sich zu erinnern, was eigentlich unserer Bühne fehlte.

Dahin gehört ein edler Vater und eine erste sanfte Liebhaberin. Beide haben wir in Herrn und Madame Feddersen erhalten, einem mit Recht beliebten Künstler-Paare, welches bei der vorigen Direction unseres Theaters (Schütz) sich nicht engagiert haben würde. Ferner ein erster ernster Liebhaber, da Hr. Pauly nicht allgemein gefiel. Herr Büttner aus Riga. Ferner ein erster munterer Liebhaber. Herr Karschin aus Bremen, ein in diesem Fache besonders beliebter Schauspieler, hat dasselbe übernommen. Ferner: eine erste tragische Liebhaberin und Heldin, die seit dem Abgange von Mad. Schütz nur unvollkommen dargestellt werden konnte, wird in der Person der Mad. Karschin das Publicum erfreuen. Ferner: Die Parthien des Tenor Buffo's in der Oper, in welchen Hr. Deichmann nicht genügte, sowie eine Menge andere komische Rollen, sind durch einen sehr beliebten Komiker, Herrn Rhode aus Cassel, nun besetzt; ferner ist der Abgang des Herrn Schmidt durch das Engagement des Herrn Zsischke aus Cassel, eines braven, ernsten Bassisten, der zugleich Vater im Schauspiel mit Beyfall gibt, sehr gut besetzt. Seine Gattin ist ausgezeichnet im Fache der Komischen Mütter."

Nach Aufzählung weiterer Engagements wird mitgeteilt, daß man mit zwei namhaften Musik-Directoren zwecks Leitung des Orchesters verhandele, um auch hier berechtigten Wünschen des Publicums entgegenzukommen. Für die Erneuerung der Dekorationen wurde ein Herr Czermack engagiert und zugleich wurde auch dem Mangel an Beleuchtung abgeholfen.

Schließlich wurde in dem Rechenschaftsbericht auch noch schnell der vorigen Direktion eins versetzt:

„Was nun ferner die Ausübung der Schauspiel-Kunst betrifft, so wurde unter der vorigen Direction mit gerechtem Tadel bemerket, daß mit Ausnahmen Niemand seine Rolle lernte, sondern alles auf den Souffleur gespielt wurde; daß an Mangel an Proben, Ordnung und Autorität keine Vorstellung rund zu nennen war, und daß aus Unkenntnis oder Gefälligkeit die Besetzung der Rollen oft aus einem Lotterie-Topfe gezogen wurde! Alledem ist abgeholfen. Die Herren Regisseure Feddersen und Mosevius haben die Ordnung der Proben wieder hergestellt.

Sechstens erregte die Wahl der Stücke vormals laute Unzufriedenheit, indem die Direction den guten Geschmack oft keck verhöhnte. Nun ist zwar auch der Administration nicht möglich gewesen, die beliebtesten Meisterstücke von Schiller und anderen zu bringen; lieber gar nicht als schlecht! Doch wurde das Publicum nicht mit Machwerken behelligt wie die Leipziger und Hanauer Schlacht.

Es gibt nur einen Umstand, der der Administration einiges Bedenken zu erregen vermag: die allzuentschiedene Vorliebe des Publicums für Opern und Spectakel-Stücke. Das beste Conversations-Stück, würde es auch noch so fleißig und rund gegeben, bleibt in der Regel leer. Beweis: Zehn Vorstellungen, nemlich „Die Aussteuer und die Spieler" von Iffland, „Das Kind der Liebe", „Die Indianer in England" nebst Nachspiel „Trau, schau wem?" alle zusammen an zehn Abenden nicht mehr als 506 Rthlr. eingetragen haben, während das „Dorf im Gebirge" an einem einzigen Abend 560 Rthlr., „Johann von Paris" 451 und „Aschenbrödel" 481 Rthlr. eintrugen."

Der Rechenschaftsbericht schließt, nachdem das Kuratorium die Hoffnung auf die neu engagierten Mitglieder und damit auch die Möglichkeit setzte, nunmehr auch wertvollere Werke gut herauszubringen, mit einer ausführlichen Veranschaulichung der neuen Preisstaffelung und unterzeichnet das Ganze mit: Com.-Rath Schwinck, Stadt-Rath Schiffert, Staatsr. v. Kotzebue und Reg.-Rath Müller.

Selbstverständlich fand dieser ausführliche Rechenschaftsbericht eine „Erwiderung" durch den Theaterkritiker (wie könnt' es anders sein!), aber im Großen und Ganzen ließ man dem Kuratorium Gerechtigkeit für seine Bemühungen zuteil werden.

(In unserer nächsten Ausgabe schließen wir diesen interessanten Beitrag über das Königsberger Theater zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit einer Anzahl von Gedichten, Anekdoten und Lobeshymnen auf beliebte Darsteller, die im damaligen „Königsberger Theaterblatt" erschienen sind.)



Glocke der Heimat

In unserer Oktober-Folge berichteten wir über das Mutterhaus Bethanien, das in Quakenbrück seine traditionsreiche Arbeit wieder aufgenommen hat. Hier fand auch eine Glocke aus dem ostpreußischen Kirchspiel Rotwalde, Kreis Lötzen, einen neuen würdigen Aufstellungsort.

„Königsberger Rinderfleck"

Wie dieses wohlschmeckende ostpreußische Leibgericht erfunden wurde

Es war um die Zeit, bald nachdem die Albertus-Universität in Königsberg gegründet war, also im 16. Jahrhundert — da stand unterhalb der oberen Schloßmühle am Mühlenberg, fast schon im Mühlengrund, ein armseliges, erdgeschossiges Häuschen. Hier wohnte ein Schneidermeisterlein, dessen kleines Einkommen im diametralen Gegensatz zu seiner großen Familie stand. Und so mußte das Schneidermeisterlein meist weit über Mitternacht hinaus nähen und sticheln, um den Mamon für den notdürftigsten Lebensunterhalt seiner vielköpfigen Familie zusammenzubringen.

Aber seine Eheliebste war eine tüchtige und sparsame Hausfrau und stand ihm hilfreich zur Seite. Sie ging zudem an der Holzbrücke nahe gelegenen Köttel- oder Schlachthof und handelte sich dort gegen wenige Groschen einen Haufen Kaldaunen und Gedärme von Rindern nebst einigen wenigen Marksknochen ein. Daraus wußte sie eine sehr nahrhafte und zugleich schmackhaftige, wenn auch eigenartig aussehende dicke Suppe herzustellen, indem sie die Gedärme peinlich sauber reinigte und dann ganz fein zerstückelte. Allerdings mußte das Ganze zusammen vierundzwanzig Stunden lang kochen.

So entströmten dem Häuschen Tag und Nacht appetitanregende Gerüche, während in den frühen Morgenstunden die Fenster erleuchtet waren, hinter denen das fleißige Schneiderlein immer noch arbeitete. Da geschah es in einer Nacht, lange nachdem die zwölfte Stunde geschlagen hatte, daß ein lärmendes und singendes Häuflein Studenten, die in den vielen Braustuben von Löbenicht durchgezecht hatten, den Mühlenberg hinaufströmte, um ihre heimischen Penaten zu erreichen.

Am Hause des Schneiders fielen die angenehmen Gerüche so auf den mit Alkohol gefüllten Magen, daß er dringend nach kräftiger Kost begehrte. Die Studenten klopften daher an das erleuchtet Fenster und begehrten etwas von der kräftigen Brühe, die doch anscheinend hier gekocht würde. Der Schneider reichte willig einige Schälchen dieser dicken Suppe heraus, die mit großem Wohlbehagen verspeist wurde. Wie erstaunt waren aber die Studenten, als das Schneidermeisterlein nur ein ganz geringes Entgelt für das Labsal verlangte.

Rühmend erzählten sie es am nächsten Morgen ihren Kommilitonen, und diese, nicht faul, wollten sich eine so billige Mittagsmahlzeit nicht entgehen lassen.

Sie eilten zu dem Häuschen am Mühlenberg, — auch ihnen mundete die Speise vortrefflich. Bald sprach es sich herum, auch andere Bürger kamen herbei. Der Schneider aber richtete eine Fleckstube ein, die er sehr bald vergrößern mußte. So braucht er nicht mehr zu nähen und wurde ein reicher Mann. — Soweit die Mär.

Tatsache ist, daß sich im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Reihe solcher Fleckküchen auftat, hauptsächlich in den ärmeren Stadtvierteln, wie Haberberg, Sackheim, Laack usw. Bevorzugt wurden Keller, sonst waren es einfache Stuben, wo nur diese Rinderfleck und, soweit eine Konzession erteilt wurde, auch ein dazu passender Korn verabreicht wurde. Aber auch die Wohlhabenderen versäumten nicht, diese Fleckstuben aufzusuchen, wenn sie nach durchzechter Nacht auf dem Heimweg waren. Man behauptete, daß, wenn man auf den mit Alkohol gefüllten Magen eine Schicht der fetten Fleck lege, diese Fettschicht das Emporsteigen der Alkoholdünste in den Kopf verhindere ... und damit auch den Kater!

Aber die Marktfrauen hatten sich dieses nahrhaften Gewerbes bemächtigt, und so sah man in den kälteren Jahreszeiten auf dem Altstädtischen und dem Judenmarkt an der Kaiserstraße hier und da eine solche Marktfrau hinter ihrem Tisch sitzen, darauf den Kessel mit dampfender Fleck und unter ihren bauschigen Röcken den Kohlentopf zur eigenen Erwärmung.

Gleichfalls in den Speichervierteln auf der Lastadie und auf der Vorstädtischen Seite, z. B. an der Schanzengasse, sah man solche Fleckfrauen, denn sowohl die Speicherleute wie die Sackträger, wenn sie in ihrer schweren körperlichen Arbeit eine Pause einlegten, führten nur zu gern ihrem Körper solch ein Schälchen zu, um dasselbe in einer nahen Destille mit einem Kornus zu begießen.

Der erste Weltkrieg machte dann plötzlich den Fleckstuben ein Ende, denn auch die Gedärme wurden beschlagnahmt und der allgemeinen — nun bewirtschafteten — Ernährung zugeführt. Nach dem Kriege führten dann aber fast alle Gaststätten von den einfachsten bis zu den feinsten fast täglich Rinderfleck auf ihren Speisekarten, und es lohnte daher nicht, solche Fleckstuben neu zu eröffnen. Nur eine einzige wurde noch einmal in Betrieb genommen: das Hildebrandtsche Flecklokal auf dem Unterrollberg, das sich stolz „Das älteste Flecklokal Königsbergs" nannte.

„Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich"

Randbemerkungen Friedrichs des Großen über Land und Leute Ostpreußens

Von Lothar Mosler-Boehm

Zur Form und Sprache der Randbemerkungen Friedrichs des Großen soll folgendes als Erläuterung dienen:

Friedrich bediente sich beim Schreiben stets des Federkiels. Seine Schrift ist eckig, „wie mit dem Krückstock gehauen".

Nach dem Siebenjährigen Krieg wird die Schrift des „Soldatenkönigs" nach und nach unsicherer, eine Folge des zunehmenden Alters und der Gicht, an der er schwer zu leiden hatte und deretwegen er noch in hohem Alter mit der linken Hand schreiben lernte. War auch dies nicht möglich, so ließ er in seiner Gegenwart die Befehle mit einem besonderen Siegel versehen, neben dem die Begründung geschrieben wurde: „wegen Dero chiragraischen Zufalls an der rechten Hand".

Die letzte Randbemerkung, die der König etwa 40 Stunden vor seinem Tode auf eine Monatsabrechnung seines Hof-Etats-Rentmeisters Buchholtz setzte, ist kaum noch zu entziffern.

Friedrich der Große wurde von frühester Jugend an französisch erzogen. Seine Gouvernante, die verwitwete Obristin Martha de Rocoulles, die in der gleichen Stellung bereits Friedrich Wilhelm I. erzogen hatte, sprach nur französisch. Der „Informator", den der Prinz von seinem 4. bis zum 16. Lebensjahr hatte und den er sehr liebte, Duhan de Jandun, war der Sohn eines nach Berlin geflüchteten französischen Protestanten.

Trotzdem am Hofe und in den gebildeten Kreisen französisch geschrieben und gesprochen wurde, war die Dienstsprache in Preußen deutsch. Auch die Randbemerkungen des Königs sind in deutscher Sprache geschrieben, die für die Kabinettsräte bestimmten durchweg, die auf anderen Schriftstücken mit einigen Ausnahmen.

Friedrich der Große sprach das Deutsche seiner eigenen Erklärung nach wie ein Kutscher. Seine deutsche Schreibweise spottet aller Regeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung. Große und kleine Anfangsbuchstaben werden vertauscht, Worte zusammengezogen oder willkürlich getrennnt. Oft muß man lange raten, wer und was gemeint ist. Da der König phonetisch, nach dem Klange schrieb, tut man gut, in solchen Fällen sich den Satz laut vorzulesen.

Häufig bediente sich Friedrich in den Randbemerkungen lateinischer und französischer Worte. Trotzdem er alle seine Werke und den größten Teil seiner Briefe in französisch schrieb, ist auch hier seine Rechtschreibung oft fehlerhaft. Auf einen Bericht der Stadt Elbing über die der dortigen Kaufmannschaft zu bewilligende Zollfreiheit setzt er den Randvermerk: „es wirt at Deliberandi genommen", statt ad deliberandum, zur Erwägung.

Dem ostpreußischen Adel war Friedrich nicht wohlgewogen, auch aus dem Grunde, weil dieser eine Abneigung gegen den Militärdienst zeigte. Geradezu eine „Idiosynkrasie", wie ein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts sagte, aber hatte er gegen die Grafen. In einem Schreiben an den Hofmarschall Graf von der Schulenburg, der um Beförderung seines Sohnes bittet, weil er Graf sei, sagt der König: „Ich werde Euch aber sagen, daß ich längst den Befehl gegeben habe, keine Grafen in meiner Armee aufzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie nach Hause." Auf diesem Schreiben befindet sich ein längerer eigenhändiger Vermerk des Königs, der beginnt: „Junge Grafen, die nichts lernen sind Ignoranten in allen Ländern."

Die Westpreußische Kammer beantragte wegen der in Marienwerder — auch für Kriegsräte — bestehenden Wohnungsnot Verlegung der Garnison: „Ihr seyd alle Narrens: Meint Ihr, daß ich um einen Krieges-Rath (was eigentlich ein Dieb ist, der mit Beamten und Defraudeurs unter einer Decke sticht), meint Ihr, daß ich um solche Schlüngels einen einzigen Dragoner umquartieren sollte, so betriegt Ihr Euch sehr; unter 100. Krieges Räthe Kann man immer mit gutem Gewissen 99. hängen lassen: dann wann einer ehrlich mank sie ist, so ist es viel: ich wünsche daß der Herr Vorhof unter der kleinen Zahl begriffen sey, aber ich wolte nicht davor schweren. Ein wenig modester gegen das Militarium."

Der Herr „Vorhof" war der Herr Kammerdirektor.

Bei einer Truppenmusterung in Ostpreußen im Jahre 1754 sprach Friedrich der Große dem Obersten v. S. seine Unzufriedenheit mit dem Regiment aus. Der Oberst reichte darauf sein Abschiedsgesuch ein mit der Begründung, daß er krank sei. Der König, der den Obersten sehr schätzte, ließ ihm einen versöhnenden Brief schreiben und setzte eigenhändig hinzu: „Mir geht es auch nicht immer, wie ich es gern haben möchte, deswegen muß ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich."

Für die Besetzung des Direktorenpostens an der Königsberger Kammer machte das 1. Departement Vorschläge. Nachdem der König die Liste der höheren Beamten durchgegangen ist und sie sehr unterschiedlich beurteilt hat, schließt er mit den Worten: „ich muß dar einen rechten Hardieu, einen Tüchtigen Kerel haben, der Schohn geheirathet ist, und dorten Keinen anhang haben kan, und dere Meine orders Sonder Einwendung exsecutiret." Unter einem „Hardieu" verstand der König wohl so etwas wie einen Haudegen, wohl abgeleitet von dem französischen „hardi" = kühn.

Auf einem Schreiben an die Westpreußische Kammer steht der Vermerk des Königs: „Ihr seid Erzschäkers, die das Brot nicht wert sind, das man Euch gibt, und verdient alle weggejagt zu werden. Wartet nur, daß ich nach Preußen komme."

In einer Randbemerkung aus dem Jahre 1777 weist der König die Bürger auf ihre Aufgaben hin und bemerkt: „Bürger können Handelsleute sein und da thun sie besser, wenn sie ihr Geld ins Commerce stechen, da verdienen sie mehr als wenn sie Güther haben. Güther ist nur Sache der Edelleute die müssen Güther haben aber Bürger nicht allenfalls in Westpreußen, von den Pohlen Güter, da geht es ehr an." So schreibt er auf einen Brief des Kaufmanns Wulff aus Königsberg, der ihn gebeten hatte, ein kleines adliges Gut kaufen zu dürfen: „er soll sein Geldt in Seiner fabrique (Fabrik) stechen, das ist ein würkliches gut vohr ihm."

Ein Landprediger aus der Gegend von Insterburg bat den König, ihm die Jagd in dem neben seinem Dorfe liegenden Walde zu erlauben: „Die Pfaffen sollen singen und beten und ihre Bauern zum Guten ermahnen. Was will der Narr mit der Jagd."

Für die freigewordene Stelle eines Kanonikus hatte der Fürstbischof von Ermland einen Polen vorgeschlagen. Das ostpreußische Etats-Ministerium hatte nichts dagegen einzuwenden. Der König aber verfügte: „Kein Pole aber ein Preuße."

Pastor Moldenhawer aus Königsberg hatte einen Ruf als Domprediger nach Hamburg erhalten und bat, ihn annehmen zu dürfen. Der König willigte ein. Moldenhawer besann sich aber anders und wollte lieber in seiner Stelle in Königsberg bleiben: „der ferfluchte Pfafe weis Selber nicht was er Wil, hohle ihn der Teufel." Das Oberkonsistorium aber wandelte diese Worte in die Kanzleisprache um: „Der König lasse es bey der Moldenhawer einmal ertheilten Dimission bewenden."

Auf den Vorschlag zur Besetzung der dritten theologischen Professorstelle in Königsberg schrieb der König: „ein Teologus ist leicht zu finden, das ist ein Thier Sonder Vernunft."

Im Jahre 1772 hatte sich ein Querulant aus Westpreußen über ungerechte Behandlung durch ein Justizkollegium beim Justizminister und schließlich beim König beschwert. Dieser, leicht geneigt, eine Benachteiligung des „armen Volkes" anzunehmen, befiehlt unmittelbaren Bericht und schreibt unter den Kabinettsbefehl: „Ich werde der Herren ihre Administration einmahl examiniren lassen, denn mir deucht die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justitz. Ich habe den Menschen gesprochen, er ist nicht toll, aber 5 werden nicht mehr vor gerade angenommen werden, wer nicht gerade gehen wird, den werde ich tüchtig auf die Finger klopfen."

Gegen Übergriffe der Domänenbeamten und Gutsherrschaften in Ostpreußen bei der Ausübung der ihnen zustehenden Gerichtsbarkeit schritt der König ein und schrieb dazu: „Man mus aus Lumpereyen keine großen Sachen machen, und das arme Volk mus nicht unterdrückt werden, und kein Mensch mus gegen sie Tirannisch verfahren."

„Schläge gehören nicht datzu, und ist dieses gahr nicht nach meinen Verordnungen und mus der die gegeben hat darher gestrafet werden. Das ist Justitz. Sonst kan ein jeder arme Leute beleidigen."

Auf eine Anfrage, ob Bernstein überall akzisefrei eingehen oder nach Forderung der Kammer 1½ Gr. vom Thl. gezahlt werden soll: „Das sind lumpereien das Bernstein Kan, wann es hoch impostiret wird von 100 Rthlr. 1 Tahler, dieses ist schon stark vor einheimische Waren."

Der Oberpräsident Domhardt wird getadelt, weil in Westpreußen noch nicht ausreichende Ziegeleien sind und weil die Mauer- und Dachsteine noch über See eingebracht werden müssen. Das Generaldirektorium soll holländische Ziegelstreicher ansetzen: „Ohngelekte Bären sind sie noch ein wenig in Städte Sachen und in Manifacturen und Industrie gegen policirte Provintzien."

Die Moses Ries'sche Fabrik hatte sich von einem polnischen Kaufmann gelieferte Waren in Roggen bezahlen lassen und bittet, diesen für das Magazin in Königsberg abzunehmen:

„Das sind mir lauter Schelmereien; was wollen sie polnisches Korn kaufen, umb im Lande zu verkaufen? Hier ist Korn genug. Das ist nichts; sie müssen nicht solche Streiche machen, oder sie werden nachdrücklich dafür angesehen werden."

Eine wesentliche Einnahmequelle bildeten die im Osten liegenden Staatsdomänen und Forsten, die im Jahre 1740 ein Viertel der Gesamtfläche des Landes betrugen. Auf bessere Bewirtschaftung der Domänen und Erhöhung der Einkünfte aus ihnen war Friedrich der Große stets bedacht. Dazu schrieb er:

„Domänen sollen alle Jahre verbessert, neue Vorwerker und Kuhmelkereien angelegt, Brüche beurbaret werden."

„Die Cameren verwehnen teils die pechters mit denen Dilations, damit machen Sie Sie faul, und durch deren Confusen wirdtschaft komen und entstehen dan große ausfälle."

„Die Domänen müßen ebenfalls recht ordentlich verpachtet werden, dann ist ein großer plus zu hoffen."

Der Zustand der Forsten gefällt dem König noch nicht. Auf einen Bericht über Holzbesamung auf leeren Stellen und Sandschollen vermerkt er: „das muß aber mit Vorsorge geschehen, daß der Acker nur einmal geerndtet wird. Die Forsten sind noch hier in Köpenick und fast allerwärts in pitoyablen Umbständen. Die Schurken. die Jägers besäen nur längst den Landstraßen, und wenn man 100 oder 200 Schritt tief in die Heiden kommt, ist alles öde."

Zu einem Entwurf des Hofjägermeisters bemerkt der König:

„das Mus Strikte darauf gesehen werden dan die Försters und Forstmeisters ,Thun noch nicht ihre Devoir in denen Pflantzungen es Seindt greuliche Distrikte öde die schon 10jährige Pflantzungen jetzunder haben müsten. Das mus mit allen Ernst darauf gehalten werden."

Und auf einer 1773 vorgelegten Besamungs- und Anpflanzungstabelle steht: „wen es Nur Wahr ist und nicht blendt werk das sie 30 Schritte neben den Wek Sehen, und laßen das übrige alles Wüste."

Eine jetzt merkwürdig anmutende allgemeine Randbemerkung des Königs zu dem Artikel der Instruktion „Beteiligung der Untertanen an den Wolfsjagden" lautet: „die bauren Sollen mit den Wolfs jagen nicht nach der Jäger ihr plasir veksiret werden Sondern nuhr wan es die Noth und umbstände erfordern."

Ein Offizier hatte in Ostpreußen gewildert. Er wurde in eine Strafe von 100 Thalern genommen, weil er den Hirsch in den Königlichen Forsten geschossen hatte. Er fürchtete die Ungnade des Königs und bat um Verzeihung. Darauf antwortete ihm der König: „Hat nichts zu sagen, für den Preis stehn mehr Hirsche zu Diensten."

Die Randbemerkungen Friedrichs des Großen waren nicht für die Außenwelt bestimmt. Sie sind Erzeugnisse des Augenblicks, beweisen aber doch die vollkommenste Beherrschung der Regierungsaufgaben bis in die kleinsten Zweige.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Gegen Ende des 9. Jahrhunderts unternahm der kühne Seefahrer Wulfstan auf Veranlassung des Britenkönigs Alfred von Haethum — Hedaby — an der dänischen Küste eine abenteuerliche Reise per Schiff über das unbekannte Meer nach dem reichen Handelsplatz Truso im Lande der Aisten. Dieses legendäre Truso, ein Wort von mystischem Klang, ist wahrscheinlich am Drausensee unweit Elbing zu suchen. Nach vielen Monaten glücklich heimgekehrt, berichtet Wulfstan dem König, wie der Reiseweg gewesen, über Land und Leute und welches ihre Sitten und Gebräuche.

Die Bewohner seien große Liebhaber schnellfüßiger Pferde, für die hohe Summen gezahlt würden. Als Wulfstan als Gast an der Trauerfeier für einen verstorbenen Edlen teilnahm, erlebte er eine eigenartige Begräbnissitte, in der das Pferd eine große Rolle spielt. Neben dem Wege, den der Trauerzug hoch zu Roß passierte, wurden in gewissen Abständen größere Haufen mit der Hinterlassenschaft des Toten aufgeschichtet. Nach der Verbrennungszeremonie begannen alle Freunde des Verblichenen auf ein Zeichen des Oberpriesters ein Wettreiten nach dem Hause des Heimgegangenen. Der Schnellste erhielt als Siegespreis den am Hause gelegenen Haufen mit der wertvollsten Habe, der Zweite den nächstab gelegenen Haufen, schon minder wertvoll, und so fort bis zurück zum Verbrennungsplatz. Das ist gewissermaßen das erste Pferderennen auf ostpreußischem Boden gewesen, von dem wir Kunde haben, und es ist ein Zeugnis dafür, daß schon in früher Zeit unsere Heimat das Land der Reiter und Pferde gewesen.

Diese uralte Begräbnissitte hatte sich übrigens noch zur Ordenszeit erhalten. Nur wurde jetzt um ein größeres Geldstück geritten, das die Witwe des Verstorbenen auf einen bestimmten Platz am Hause hingelegt hatte. Die christliche Kirche hat aber später diese Volkssitte unterbunden.

Als 1223 der Orden ins Land kam, fand er nur die kleinen und unansehnlichen, dafür aber ausdauernden und außerordentlich schnellen Pferde der alten Preußen vor. Dem Preußen waren sie zu allen Zeiten das höchste Gut, und er nannte deshalb sein Pferd „Sweike", was etwa dem preußischen Wort „Gesundheit" oder „Leben" entspricht. In den Ordensschriften werden sie „Jagdpferdlin" genannt, und sie wurden vor den ordenszeitlichen Reisewagen, wo man auf einem Längsbalken hintereinander im Reitsitz saß, gespannt. So ging es auf die „Reise" ins Litauische, auf Menschenjagd. Die großen, starkknochigen „reitpferdlin" deutscher Herkunft trabten mit Gewaffen und Gepäck nebenher, damit sie geschont würden.

Da die „Sweiken" die schwergepanzerten Ritter nicht lange tragen konnten, wurden sie im allgemeinen nur als „Knechtspferde" oder Wirtschaftspferde verwendet. Sie hießen dann „Pflug-, Wald- und Hofsweiken", je nach Verwendung. Als der ordenszeitliche Postdienst ins Leben gerufen wurde, ritten auf ihnen die „Brifjongen" in der blauen Tuchuniform durch das Land. Sie waren jetzt „Brifsweiken" geworden und standen im „Brifsweikenstall".

Von Anfang an war der Orden bestrebt, eine neue Pferderasse durch systematische Zucht heranzuziehen. Wie 1239 berichtet wird, hatte bereits Herzog Otto von Braunschweig eine Anzahl schwerer Pferde in Preußen zurückgelassen. 1322 befand sich schon das erste Ordensgestüt auf dem „hillig Feld" (Heiligenfeld) im Samländischen. Von der „wildnus" bis nach Elbing, Christburg, Mewe und Marienburg erstanden dann weitere „stuten" (Gestüte), in denen man ein neues Pferd für Kriegs- und Verkehrszwecke heranzog. Im damaligen Sprachgebrauch hieß der Zuchthengst „Roß", „Schelroß" oder „Schel" (Beschäler), der Wallach „Hengst", „Mönchshengst", „Mönchspferd", die Stute „Kobel", „Kobbel" (slaw. = Kabyla), „Stutstrinze".

Es gab besondere Gestüte für den sogenannten kleinen und den großen Schlag, die „große stut" und die „kleine stut". Seltener waren Doppelgestüte für beide Schläge. Die wichtigsten Ordensgestüte waren in Georgenburg bei Insterburg, wo jetzt noch immer ein sehr berühmtes Gestüt vorhanden war, in Tapiau, Lochstädt, im Samland, wo fette Weideplätze waren, in Heiligfeld, Caporn und am Galtgarben, am Frischen Haff, in Pellen bei Heiligenbeil. Heutige ostpreußische Ortsnamen, wie Kobbelbude bei Königsberg und Stuthof im Danzigschen deuten auf die einstige Vergangenheit. Bei der Stadtgründung Tilsits gab es sogar eine „Kobelgasse", die heutige Packhofstraße.

Die Pferdezucht muß ziemlich groß gewesen sein, denn der „stuthoff Christburg" verzeichnet 1382: „324 Kobeln, so zu Rosse gegangen haben" (belegt). Lochstädt hatte 1379 „77 Kobeln, die zu Rosse gehen, 5 Kobeln von 1 Jar, 8 von 2 Jarn, 9 fillen von 1 Jar, 4 von 2 Jarn, 11 dreijerig", während im Gestüt Tapiau 1422 „27 Rosse und 30 Mönchshengste" standen.

Der Bedarf an Pferden ist immer groß gewesen, denn das Ordensheer hatte fast nur Berittene. Auch für die Stallungen galten Stand und Rang des Reiters. In den „Komturställen" standen nur edle Reitpferde, in den „Konventställen" die der Ordensbrüder und mitunter auch die der Knechte, während die „Karwanställe" nur für Wirtschaftspferde bestimmt waren. Der Königsberger Komturstall hatte 1379 einen Bestand von „33 Rossen". Vom preußischen Schlage standen dort 30 Wagenpferde und 7 Brifsweiken. Ferner „56 fillen im 4ten jar, so man vergeben mag".

Der vornehmste Ordenstall befand sich auf dem Gestüt Georgenburg bei Insterburg; dort hielt man einen ausgesucht starken, edlen Wallach, den nur der Träger des großen Ordensbanners reiten durfte. In Preuß. Holland, dem Stall des Elbinger Komturs, waren 1432 „26 Rosse groß und klein und 25 Mönchshengste groß und klein", sowie mehrere Knechtspferde und „Sweiken".

Der „Konventsstall" war nur für die Chargenpferde bestimmt, über sie hatte der Komtur keine Verfügung. Jeder Ritter besaß oft 2 bis 3 Pferde, manchesmal mehr. Sie waren ausnahmslos vom großen Schlag, schon um dem Gegner zu imponieren (hoch zu Roß). Die „Konventspferde" bildeten überall die Mehrzahl des Bestandes. So hatte 1406 Königsberg 106 solcher Pferde und Balga im gleichen Jahr sogar 214, außer zahlreichen „Reisepferden". Die „Karwanställe" auf den Vorwerken nahmen nur die Pferde der Vögte, der niederen Gebietiger, Burgpfleger, Waldmeister u. ä. auf. Nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg 1410 besaß der Ritterorden immerhin noch etwa 2300 auserlesene Kriegspferde.

Schon zur Ordenszeit wurden in den Gestüten die Füllen nach Farben sortiert. Besonders geschätzt und wertvoll waren Rappen, die „rappelin", weil sie eine wirksame Folie zum langwallenden weißen Ordensmantel abgaben. Das Gestüt Pellen besaß 1392 „41 rappelin in der stut". Sommers schaffte man die Gestütspferde oft nach weit entfernten Weideplätzen. Die besten im Lande sollen die des Marienburger Werders gewesen sein, junge Stuten durften nicht vor dem 4. Lebensjahr gedeckt werden, und Hengstfüllen wurden erst nach dem 4. Jahre „vergeben". Auch der Orden hat bereits Brandzeichen gekannt, wie das Ordensbuch der Marienburg 1413 vermerkt: „3 Kobeln im dritten Jahre, gezeichnet mit dem Marienburgschen Zeichen". Es gab wohl keine einheitlichen Brandzeichen im Ordensgebiet. Aber dafür schon einen „Pferdedoktor" auf der Marienburg. Um mit Ben Akiba zu sprechen, man kannte auch schon ein Pferdeusfuhrverbot (nach Polen) um 1386. Wer Pferde über die Grenze verkaufen wollte — es durften aber nur minderwertige sein — mußte einen „Pferdepaß" haben. Die mit einem Brandkreuz gezeichneten Tiere waren wertvoller und durften nicht verkauft werden.

Am billigsten im Preise waren die „Sweiken". So kostete beispielsweise 1404 eine „Sweike" nur 3 preuß. Mark, aber immerhin noch den Zeitwert von drei guten Kühen. Die Ritterpferde dagegen waren die teuersten, oft unerschwinglich, so daß mancher Ritter den Hochmeister um das Kaufgeld angehen mußte. 1400 erhielt der „edle Herr Dietrich von Logendorf 20 Mark Hülfe zu einem Hengst" vom Hochmeister, was sehr generös war. Es war wohl so eine Art staatliches Pferdeankaufsgeld, womit man bei uns früher minderbemittelten Offizieren unter die Arme griff.

Nach der Schlacht bei Tannenberg hat man versucht, wertvolle Pferdebestände ins östliche Ordensgebiet zu evakuieren, da sie dort am Memelstrom sicherer vor Zugriff waren. So schickte 1417 der Ordenshochmeister eine Anzahl ausgesuchter Konventspferde zum Ragniter Komtur, welche „jedes 12 neue Mark wert sein sollen".

Sieben Jahrhunderte sind vergangen. Ostpreußen hat die ererbte Tradition weitergeführt. Seine Pferdezucht war weltberühmt gevorden. Und es war ein Reiterland wie eh und je, besonders der Nordosten, den man im vorigen Jahrhundert noch Preußisch-Litauen nannte. Nicht nur der Mann saß hier zu Pferde, auch die junge preußische Litauerin in der kleidsamen Landestracht. Stolz eines jeden Ostpreußen aber war es, in einem traditionellen Kavallerieregiment gedient zu haben, wie es schon die Vorväter gehalten hatten. Wer erinnert sich nicht noch des „1. Lithauischen Dragonerregiments Prinz Albrecht von Preußen" in Tilsit, oder der Insterburger Ulanen, scherzhaft „Insterkosacken" genannt, oder der als „Mehlsäcke" betitelten Königsberger Wrangelkürassiere? Übrigens standen die Schwarzen Husaren, bevor sie in den fünfziger Jahren nach Danzig-Langfuhr verlegt wurden, ebenfalls in Ostpreußen. Des Alten Fritz berühmter Husarengeneral Hans von Ziethen ist einst Kornett der Tilsiter und später der Ragniter Garnison gewesen.

Zäh, wie sie schon immer gewesen, so hatten sich in Ostpreußen auch noch die Nachfahren jener altpreußischen Sweiken trotz allem erhalten. Das waren die kleinen struppigen, gutmütigen Pferdchen, die der Volksmund „Kunter" nannte. Man traf sie mitunter noch in abgelegenen Dörfern. (Wird fortgesetzt.)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Die Toten wohnen bei uns

Von Margarete Kubelka

„Sie haben die Toten genau so betrogen wie uns", sagte die harte Stimme. „Sie leben unter einer Erde, die verstümmelt und bestohlen ist. Sie irren nächtlich umher und finden sich nicht zurecht."

Die alte Frau sah mit brennenden Blicken aus dem Fenster, auf die Straße, wo geschäftige Menschen Kränze aus Tannengrün oder Isländischem Moos zum Friedhof trugen.

Der alte Mann sah von seinem Buch auf und machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Die Toten sind tot, Mathilde. Sie leben nur noch in der Erinnerung, und die kann man überall hintragen. Die ist nicht auf Ostpreußen oder Böhmen angewiesen, sie gedeiht in Hessen ebenso wie in Bayern."

„Das sagst du, weil du ein Studierter bist", sagte die alte Frau störrisch. „Du hast über den Buchstaben und Zahlen die Dinge vergessen, die deine Mutter und deine Großmutter noch genau gewußt und gekannt haben. Sie haben nachts davon erzählt, wenn ein krachendes Gewitter uns aus den Betten holte, oder abends beim Federnschleißen oder Strümpfestricken. Von den armen Seelen, die in den Oktobernächten jämmerlich ums Haus heulen oder dem alten Kreuzritter, der seinen Ring verloren hatte und ihn noch immer auf den Feldern sucht. Wir haben sein Pferdegetrappel oft ganz genau gehört. Ja, sogar unsere Nachbarin, die Paula Burkard, die wir gut gekannt haben und die immer für uns genäht hat, hat nach dem Tode keine Ruhe gefunden. Drei Frauen aus dem Dorfe haben sie gesehen, wie sie im Totenhemd über die Felder ging und dauernd den Kopf schüttelte. Wahrscheinlich konnte sie sich nicht darüber beruhigen, daß ihre Tochter, die Lotte, diesen Hungerleider und Leutebetrüger geheiratet hat."

„Die Leute haben die Lotte gesehen", berichtigte sie der alte Mann. „Sie hat ihr weißes Kleid angehabt, das schon immer viel zu lang war. Du weißt selbst, wie sehr die Lotte ihrer Mutter ähnlich sah."

Aber die alte Frau gab sich nicht zufrieden.

„Ich hätte es mir ja denken können, daß du es wieder besser weißt. Aber mich kannst du nicht überzeugen. Ich weiß, daß die Toten jetzt bei uns zu Hause keinen Frieden finden werden. Sie suchen ihre Kinder und Enkelkinder, sie suchen das Haus, daß nicht mehr steht, und die Mühle, in der sie bei Lebzeiten ihr Korn gemahlen haben. Sie suchen den Paul Petruschkat und die Minna Lörke, sie suchen mich und sie suchen auch dich, auch wenn du hier „über deinen Büchern sitzt und über diese Dinge spottest."

„Ich spotte nicht darüber", gab der Alte zu bedenken.

„Die Toten sind auf uns angewiesen", sagte die alte Frau noch einmal störrisch.

„Damit hast du recht", pflichtete der alte Mann ihr unvermutet bei. „Das ist ein wahres Wort. Und ein schönes Wort. Die Toten sind auf uns angewiesen. Sie bedürfen unseres Gedenkens und der immer frischen Erinnerung, sie bedürfen der Worte, die wir einmal mit ihnen gesprochen, und der Speisen, die wir einmal mit ihnen gegessen haben. Dann bleiben sie auf eine Art lebendig, die den Körper und die gewohnte Kulisse der Heimat entbehren kann."

Er stand auf und begann in einer hölzernen Truhe zu kramen, in der er die Dinge aufzubewahren pflegte, die ihm wichtig waren: Bücher, einen Feldstecher, ein paar Briefe, ein verblaßtes Bild.

„Sieh her, was ich da habe", sagte er dann. Er hielt eine zerknitterte Stoffrose in der Hand, die Stockflecken hatte und nach Mottenkugeln roch.

Die alte Frau erkannte die Rose sofort, und unter ihrer verrunzelten Haut wurden ein paar Äderchen lebendig, füllten sich mit Blut und verwandelten das zerknitterte Gesicht in das Antlitz einer lebendigen, noch immer jugendlichen Frau.

„Anna hat sie auf ihrem ersten Ball getragen", sagte sie tonlos. Dann war sie lange stumm.

Aber plötzlich öffneten sich die Schleusen einer lange zurückgedämmten Beredsamkeit, gaben Worte frei, die sich zu einem Bilde formten, das so lange verloren war: das Bild der Tochter Anna, die vor vielen Jahren in Ostpreußen an einer Lungenentzündung gestorben war.

„Sie tanzte auf dem Ball mit dem Kurt Kniebusch", sagte die alte Frau. „Sie trug ein weißes Seidenkleid." Und dann immer mehr Worte, immer mehr Sätze, die alle mit „sie" begannen. „Sie aß so gern Kartoffelflinsen." Sie kannte wunderhübsche Häkelmuster." „Sie lachte so gern."

Die Zeit verging, und es wurde dunkel in der Stube. Das Mädchen Anna ging durch den Raum und hatte ein weites, weißes Ballkleid an.

Der alte Mann nahm die zerknitterte Rose und legte sie wieder in die Truhe zu dem Feldstecher und den Büchern.

„Sie ist nicht mehr in Ostpreußen", sagte er feierlich. „Sie irrt nicht zwischen den Scheunen und Stallungen umher. Sie ist hier bei uns."

Die alte Frau nickte und widersprach nicht mehr.



Daniel Chodowiecki / Aus der Kinderstube des Künstlers

Diese Radierung aus dem Jahre 1764 von der Hand des großen Danziger Künstlers Daniel Chodowiecki, bekanntester Kupferstecher seiner Zeit, entnahmen wir dem wunderschönen kleinen Bildbändchen „Das kleine Chodowiecki-Kabinett" von Gerhard Ulrich (Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh, in der Reihe „Das kleine Buch", Band 132. 48 Seiten mit vielen Radierungen und Zeichnungen, DM 2,40). Auf 15 Seiten enthält das Bändchen eine Chodowiecki-Biographie, die uns einen Einblick in das Leben dieses Künstlers von seiner Danziger Kinderstube an gibt. Im Bildteil finden wir auch Proben aus seinem Album „Die Reise nach Danzig". Das von Arnold nach dem Gemälde von A. Graff gestochene Portrait ergänzt dieses Bändchen, das man zu den kleinen Kostbarkeiten zählen darf, die als Geschenk überall Freude bereiten.

Max Halbe

Wohin geht die Fahrt?

Das Leben ist eine lange Reise, wenn man sie erst vor sich hat, Vom Ende aus gesehen, erscheint sie als Ganzes kurz. Vertiefen wir uns aber dann in die Betrachtung zurückgelegter Einzelstrecken, so schwindelt es uns vor der Bilderfülle und Gestaltenreihe, vor all den zahllosen, einst lebendig gewesenen, für unverlierbar, unentrinnbar gehaltenen und dennoch längst gestorbenen Gefühlen, Gedanken, Hoffnungen, Plänen, Leidenschaften, Sehnsüchten, Träumen, Wünschen, Irrtümern, Enttäuschungen, Seligkeiten, Verzweiflungen.

Es schwindelt uns vor unserer eigenen unfaßbaren, undefinierbaren Vielgestaltigkeit und Unübersehbarkeit, vor der Unendlichkeit unseres Mikrokosmos, dessen Dauer, wenn es hoch kommt, doch nur achtzig Jahre beträgt.

Woher kommen wir des Wegs? Wohin geht die Fahrt? Es gibt keine endgültige Antwort darauf, nicht einmal innerhalb eines und desselben Lebens. Mit fünfundzwanzig Jahren kann sie anders lauten als aus dem Munde des Sechzigjährigen oder Siebzigjährigen. Ja, sie lautet oft genug entgegengesetzt. Ich dachte und empfand in meiner Jugend als festbegründeter Materialist. Büchner, Darwin, so wie ich ihn verstand, Häckel waren meine Leitsterne. Heute — und schon seit langem — bin ich von der metaphysischen Verwurzelung unseres Ichs überzeugt und glaube, daß unser Leben nur ein Fragment ist, dessen Anfang und Schluß außerhalb unserer gegenwärtigen Optik, vor und hinter unserer heutigen Erscheinungsform liegt.

War ich einst so viel dümmer? Bin ich heute so viel klüger? Oder liegt es gar umgekehrt? Es wird gewiß viele geben, die je nach ihrem Standpunkt so oder so urteilen werden. Was mich selbst betrifft, so kann ich natürlich nicht umhin, von heute aus meine einstige Stimmung, das Weltbild meiner Jugend, als Irrtum zu betrachten. Aber was ändert das an der Tatsache, daß eben doch ich selbst es war, der einmal so dachte, mit der gleichen Inbrunst und Leidenschaft so dachte, wie ich jetzt vom strikten Gegenteil überzeugt bin, und wie ich vielleicht — vielleicht! wer weiß! wenn auch unwahrscheinlich genug! — wie ich am Schluß meiner Tage abermals wieder denken werde.

Aus „Scholle und Schicksal"

Alfred Kröhnke

Das Heer der Toten kennt die Grenzen nicht!

Am Totensonntag muß man auf den Friedhof gehen.

Und wenn du nicht das Grab eines dir lieben Menschen besuchen kannst, dann mag es stellvertretend jedes andere sein. Du kannst aus Grabstein oder -tafel den Namen ersehen, aus dem Zustand des Grabhügels die Spur ermessen, die er, der hier ruht, bei den Menschen zurückließ, und träumen, ob du ihn wohl geliebt, verehrt, geachtet oder gehaßt, verneint oder übersehen hättest. Und es mag etwas Tröstliches bei dem Gedanken sein, daß der Tod mit gleich lächelnder Geste deinen Haß wie deine Liebe weggewischt hätte, einen Haß oder eine Liebe, die noch gar nicht aufgekommen sind.

Der Friedhof lag am Ausgang des Dorfes auf einem Sandhügel, den frühere Erdzeiten gebildet hatten; er erhob sich nur wenige Meter aus seiner Umgebung; weil diese aber ganz flach war, konnte man von ihm aus meilenweit in die Runde sehen, im Norden bis zur Memel, die wie ein breites blau-silbernes Band sich dahinzog durch die Landschaft, deren Grün sich zum Erdbraun verfärbte. Er hieß gemeinhin „der Birkenkirchhof" — nach den Birken, die ihn in stattlichem Wuchs umsäumten; eine Kirche stand weder darauf noch dabei, aber die Stämme der Birken standen wie Säulen eines großen Domes, und im Sommer mochte das Grün ihres Laubes die Ausblicke wie Kirchenfenster zaubern. Jetzt freilich hingen nur noch wenige braunvergilbte Blätter an den Zweigen; der Blick war freigegeben auf die von einer beinah unwahrscheinlich strahlenden Spätherbstsonne beschienene Landschaft.

Sie waren den kleinen Hügel hinaufgestiegen, hatten das Tor etwas windschief hängend offen und drin die seltsame Paarung von sorgfältiger Pflege mit leichter Verwahrlosung vorgefunden, die sie schon oft auf Friedhöfen gesehen hatten. Vorsichtig waren sie am Rand des Eingangsweges entlang geschlichen, um nicht das bunte Muster, das auf ihm geharkt war, zu zertreten. Nun gingen sie langsam durch die Gräberreihen, lasen die Namen und sannen darüber nach, ob sie wohl einmal einem Menschen dieses Namens begegnet waren, und versuchten, sich seiner zu erinnern. Auch die Grabhügel waren in das große Zur-Ruhe-Gehen der Natur eingespannt: die bunte Blumenpracht war einer uniformen dunkelgrünen Eindeckung aus Tannenreisig gewichen; nur zu Häupten der Hügel staken Sträuße oder lagen Kränze aus Strohblumen, Katzenpfötchen, Immortellen. Der Friedhof war nahezu menschenleer; die Arbeit an den Gräbern hatte man gemacht, der Besuch am Totensonntag erfolgte meistens erst am Nachmittag.

Nur hier an einer kleinen Gräbergruppe machte sich ein alter Mann zu schaffen. Sein starrer alterssichtiger Blick ging in die Weite; man konnte nicht sagen, was er noch erkannte; sein zahnloser Mund redete bald und viel und weitschweifig; man mußte sehr geduldig zuhören, um einiges zu verstehen.

Er sei sehr viel hier, seit vor Jahren sein Weib gestorben und hier beerdigt sei. „Seit die Mutter heimgegangen ist!" sagte er. Er habe nun hier Wurzeln geschlagen, zwei Klafter tief in die Erde. Der Hügel daneben, dessen Holzkreuz einen Namen, ein Datum und darüber ein Eisernes Kreuz trug, sei für seinen Sohn errichtet, den fremde Erde decke; hier habe er seine Hoffnung begraben.

Aber was er danach erzählte, ließ die beiden aufhorchen! Es hätten hier immer viel Litauer in der Gegend gewohnt, sie sollten schon zur Zeit der Ordensritter als friedliche Siedler hergekommen sein, und bei den preußischen Königen habe man das Land „Preußisch-Litauen" geheißen. Sie seien ordentliche Leute gewesen und im allgemeinen auch gute Nachbarn, wenn auch nicht ohne Eigentümlichkeiten. Haben sich viele freund- und verwandtschaftliche Bande geknüpft zwischen den Litauern und den Preußen. Sind aber auch andere Zeitläufe gekommen, wo die einen die anderen haßten und verachteten. Volksstämme können leicht schlecht werden und heimtückisch, wenn man ihnen Schlechtes nachsagt, sie beargwöhnt und verleumdet. Und als nach dem großen Krieg ein litauischer Staat gegründet, Freundschaften zerrissen und Grenzen errichtet wurden, da ward noch mehr Wind gesät und Sturm geerntet: da wurden ganz offen die Leute von Haus und Hof verjagt und über die Memel vertrieben, da fuhr mancher Kahn heimlich bei Nacht und Nebel über die Grenze!

Aber die Toten erkennen die Grenzen nicht an! Wie in alter Zeit halten sie Freundschaft und Nachbarlichkeit aufrecht. In den Nächten, da die Herbststürme gehen, in den Nächten um den Totensonntag, da öffnen sich die Gräber hüben und drüben, da steigen die Toten aus ihnen heraus und erheben sich in die Lüfte, den Freund von drüben zu besuchen. Da sind schon Häuser, die ihnen im Wege waren, zusammengekracht und Balken wie Streichhölzer zerbrochen, die in ihrer Bahn standen. Das Heer der Toten kennt die Grenzen nicht! —

Der zahnlose Mund schwieg; der Blick ging weit hinüber zur Memel. Des Alten Sinnen war den Bahnen des Geisterfluges nachgezogen. Wußte er noch, daß sie bei ihm standen? Als sie nickten und gingen, nahm er keine Notiz mehr von ihnen. Sie wandten sich im Gehen noch immer wieder nach ihm um. Hockte er nicht da auf dem Hügel, als sei er selbst dem Grabe entstiegen? Konnte nicht der nächste Windzug ihn erheben zu dem Geisterflug, von dem er erzählt hatte?

Das sanfte Gesetz

Worte und Gedanken von Adalbert Stifter, dessen Geburtstag sich am 23. Oktober zurm 155. Male jährte.

Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.

Es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, daß er die Menschen zu eigentlichen Menschen mache.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß es keine andere Krankheit der Zeit gibt als Unwissenheit und Unredlichkeit und daß alles Übel, das in jüngster Vergangenheit die Welt heimgesucht hat, nur allein von diesen zwei Dingen gekommen ist.

Macht in Amt und Würde, Größe und Ansehen durch Geburt, ja selbst die glänzendsten Begabungen und Talente sind nichts und verschwinden gegen das einzig Große, was der Mensch zu erreichen vermag: die Rechtschaffenheit und Schönheit des Charakters.

Die größten Feinde der Freiheit tauchen allemal in Zeiten auf, wo gerade die Freiheit geboren werden soll.

Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und es mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas sein.

Die Kunst, wie jedes Hohe, verlangt Sammlung, sie verlangt, daß der Geist, der das Geistige betrachtet, im Geiste ruht.

Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß . . .

Tamara Ehlert

Unterm Nebelmond

Nimm den Rauhreif überm Gras,
Fahne des Kartoffelfeuers,
letzte Aster, pudelnaß,
und den Hauch des Abenteuers,

den der bittre Wind dir bringt,
wenn die Ahornblätter kreisen,
nimmt, was aus den Wäldern dringt
über die vergilbten Schneisen —

Jagdhorn, Axtschlag, Birkentod,
herber Ruch aus Binsenkolken,
spätes Hagebuttenrot
unter schneegetränkten Wolken.

Nimm, solange es noch lohnt
diese letzten hingestreuten
Gaben unterm Nebelmond,
den am Himmelskai vertäuten

Kahn, den nun der Wildganskeil
kreischend in zwei Hälften spaltet.
Betend geht er unter, weil
auch das Jahr die Hände faltet.

Eine Kostbarkeit besonderer Art

Macht hoch die Tür

Weihnachtserzählungen aus Ostpreußen

Dieses bezaubernde Weihnachtsbuch, reizend ausgestattet, wird ohne Zweifel zum kommenden Fest auf vielen Gabentischen zu finden sein. Denn die stimmungsvollen Weihnachtsgeschichten, die dieses Buch vereinigt, erzählen so lebendig und anschaulich von Kindesglück und Erwachsenenfreude in friedlichen Advents- und Weihnachtstagen, aber auch vom Weihnachtserlebnis in den Notjahren des Krieges, daß sie jeder mit herzlicher Freude lesen wird.

„Macht hoch die Tür" und „O du fröhliche, o du selige", zwei unserer unvergänglichen Weihnachtslieder und beide im Land östlich der Weichsel entstanden, umrahmen die Erzählungen von Charlotte Keyser, Ruth Geede, Erminia von Olfers-Batocki, Tamara Ehlert, Hedwig von Below, Jutta Drews, Elisabeth Schaudinn, Rotraut Ullrich-Hoeppel, Georg Weissel, Alfred Brust, Josef Schloemp, Erwin Schwarz, Rudolf Naujok, Walter Scheffler, Hansgeorg Buchholtz, Johannes Daniel Falk. — Ein gediegenes, zum Herzen sprechendes Geschenkbuch.

MACHT HOCH DIE TÜR. Weihnachtserzählungen aus Ostpreußen, hrgg. von Martin A. Borrmann. Gräfe und Unzer Verlag, München. 112 Seiten mit Vignetten, cellophan. farbiger Pappband DM 5,80.

Der Kampf um Ostpreußen

Ein authentischer umfassender und erschütternder Dokumentarbericht

Nach „So fiel Königsberg" von General Lasch und „So kämpfte Breslau" von den Generälen v. Ahlfen und Niehoff brachte der alte Königsberger Verlag Gräfe und Unzer, jetzt in München ansässig, nun diese groß angelegte systematische Darstellung über die Kriegsereignisse in ganz Ostpreußen heraus.

Es ist ein außerordentlich bedeutendes Buch, denn es liegt ihm eine einzigartige, bisher unveröffentlichte Materialsammlung zugrunde, die Major Kurt Dieckert in jahrelanger Kleinarbeit zusammengetragen hat. Ergänzt durch zahllose Befragung hoher Offiziere, einfacher Landser und Zivilisten ermöglichte es sie den Verfassern, systematisch und fast lückenlos den Ablauf des Kampfes um Ostpreußen zu rekonstruieren und klar gegliedert zu schildern.

Dabei stellen sie nicht nur das erschütternde Geschehen an der Front von den ersten Auswirkungen des Zusammenbruchs der Heeresgruppe Mitte bis zum bitteren Ende im Samland dar, sondern auch die Ereignisse im Hinterland, wie das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, die Maßnahmen des verbrecherischen Gauleiters Koch und die Schrecken der Flucht. Die gültige Gesamtschau, die daraus hervorgeht, führt schließlich zu wesentlichen Erkenntnissen und Urteilen, die erst mit zeitlichem Abstand zu dem furchtbaren Kampf um Ostpreußen möglich geworden sind.

Eindringliche Dokumentarfotos, exakte strategische Lagerskizzen, eine große Übersichtskarte, die für jeden wichtigen Ort das Datum der Einnahme durch die Russen angibt, sowie ein ausführlicher Anhang mit Zeittafel, Gliederung der eingesetzten Verbände usw. bilden die Ergänzung zu diesem fundierten, gewichtigen Werk, das eine erstrangige historische und militärwissenschaftliche Quelle darstellt.

Major Dieckert/General Grossmann: DER KAMPF UM OSTPREUSSEN. Gräfe und Unzer Verlag, München. 232 Seiten mit 13 Lagekarten im Text, 40 Dokumentarfotos, dreifarbige große Übersichtskarte im Anhang. Ln. DM. 19,50.

Das Heiligtum der Pferde

Das Trakehnen-Buch in prächtiger Neuausgabe

Dieses berühmte Pferdebuch, das der Dichter Rudolf G. Binding 1935 auf Anregung des Verlages GRÄFE UND UNZER geschrieben hat, liegt nun endlich in einer ausgezeichneten und gediegen gestalteten Geschenkausgabe mit großenteils neuen Bildern vor.

Als Binding den Text zu diesem Bildbuch schrieb, waren das Trakehner Pferd und sein Land noch eins. Und es ist dem Dichter gelungen, den Zauber der jahrhundertealten Einheit von edlem Tier und einsamen Land im Osten in dichterisches Wort zu fassen. Sein Buch, ausschließlich mit Originalfotos von Pferd und Landschaft Trakehnens bebildert, läßt die Herrlichkeit dieses Heiligtums der Pferde so erleben, wie sie einmal war. — Ein ausführlicher geschichtlicher und züchterischer Überblick ist dem Text beigegeben. So vereinen sich hier dichterisches Zeugnis und sachliche Darstellung zu einem einzigartigen Dokument, zu einem prachtvollen Pferdebuch für jeden Tierfreund.

Rudolf G. Binding: DAS HEILIGTUM DER PFERDE. Ein Buch der Erinnerung an Trakehnen. Gräfe und Unzer Verlag, München. 120 Seiten mit 78 Pferdefotos in Kunstdruck. Leinen DM 12,30.

Der weite Ritt

Fritz Steuben (das ist unser westpreußischer Landsmann Erhard Wittek), bekannt geworden durch seine Indianer- und Abenteuerbücher um Häuptling Tecumseh und den französischen Kolonialpionier Sieur de la Salle, beweist erneut sein erzählerisches Talent in einem großangelegten Roman aus der Zeit der Kreuzzüge. „Der weite Ritt" des jungen mainfränkischen Ritters Hans von Hohenberg führt über Venedig und Ungarn in die Weiten des Morgenlandes. Wie so mancher andere deutsche Kreuzfahrer gerät auch er in sarazenische Gefangenschaft, und ähnlich wie sein bayerischer Landsmann Hans Schiltberger (dessen Schicksal verbürgt ist) fällt er später den Mongolen in die Hände. Er lebt einige Jahre unter ihnen, beteiligt sich an ihren Feldzügen, gelangt auf diese Weise bis in das Innerste Asiens und nach China und kehrt schließlich, es grenzt an ein Wunder, dennoch wieder in die Heimat zurück. Was er unterwegs erlebt und erleidet, was er dabei an Reife und Einsichten gewinnt, welchen Menschen und Mächten er begegnet, wie er die verschiedensten Kulturkreise seines Zeitalters durchmißt und sie langsam verstehen und achten lernt — das erzählt und schildert Fritz Steuben auf den nahezu 900 Seiten seines Romans in solcher Anschaulichkeit und Lebendigkeit, daß man versucht ist zu glauben, er habe dies alles selbst gesehen und erlebt.

Fritz Steuben: DR WEITE RITT. Roman. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. 884 Seiten, Ganzleinen DM 19,80.

Beliebte Heimatkalender

Im 22. Jahrgang erscheint nun schon der bekannte und beliebte „Ostpreußenkalender" des Alt-Königsberger Verlages Gräfe und Unzer mit 24 Fotopostkarten auf Kunstdruckkarton. Ein schöner Wandschmuck für das ostpreußische Heim! (Format 14,8×21 cm, DM 3,75.)

Ebenfalls ein lieber alter Bekannter ist der Wandbildkalender „Ostpreußen im Bild" des Gerhard Rautenberg Verlages, Leer. Er bringt 24 Heimatfotos auf Kunstdruckkarton, die später ausgeschnitten als Postkarten verwendet werden können. (Format DIN A 5, DM 2,50.)

Echt ostpreußischer Humor

Marion Lindt, die bei allen Ostpreußen beliebte humoristische Mundartautorin und Rundfunksprecherin, hat eine neue Sammlung besten ostpreußisechn Humors in Poesie und Prosa zusammengestellt. Kurzgeschichten, Dialoge, Anekdoten, lustige Gedichte und Sprichwörter wechseln miteinander in bunter Reihenfolge ab

SCHABBER-SCHABBER. Hanne Schneidereit plachandert. Ostpreußischer Humor in Poesie und Prosa, zusammengestellt von Marion Lindt. Gräfe und Unzer, Verlag, München. 48 Seiten, karton. DM 2,80.

Preuß. Geschichte im 15./16. Jahrhundert

Neu in der Reihe „Studien zur Geschichte Preußens"

Aus der Zeit, die in Ostpreußen dem politischen und geistigen Umschwung von 1525, dem Jahr der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum vorausging, veröffentlicht der Staatsarchivdirektor und verdienstvolle Betreuer der nach Göttingen geretteten Schätze des Königsberger Staatsarchivs, Dr. Kurt Forstreuter, sechs seiner Studien. Es sind dies Arbeiten, die einst in heute kaum noch erreichbaren Zeitschriften erschienen sind, und sie sind aufgebaut auf heute meist verlorene Quellen. Daher begrüßen wir es aufs wärmste, daß diese wertvollen Bausteine zur Geschichte Ostpreußens nunmehr zusammengefaßt veröffentlicht werden.

Die Aufsätze behandeln mannigfache Probleme jener Zeiten. Mancherlei Neues und Überraschendes enthält die Abhandlung über die deutsche Sprache in auswärtigen Schriftverkehr des Ordenslandes und des Herzogtums — bekanntlich führten beide eine sehr ausgedehnte internationale Korrespondenz, die heute, wenn wir nicht irren, in Göttingen lagert. In einer anderen Studie wird die oft genannte, für die die Kenntnis des damaligen Kriegswesens und der damaligen Anschauungen vom Kriege wichtige „Kriegsordnung" des Herzog Albrecht behandelt. Mit besonderer Ausführlichkeit geht Dr. Forstreuter ein auf die preußische Kriegsflotte im 16. Jahrhundert, über die, im Gegensatz zu der späteren Flotte des Großen Kurfürsten, bisher sehr wenig bekannt war. Der Verfasser geht aus von der Flotte des Ordens, die zu einer solchen Stärke gebracht werden konnte, daß der Orden zwölf Jahre vor Tannenberg mit 84 Schiffen und 11 400 Mann das Seeräubernest Gotland zu erobern vermochte. In den folgenden Zeiten des Niedergangs kam es zu keiner Ordensflotte mehr, Danzig blieb die unbestrittene Herrscherin der See. Erst unter dem letzten Hochmeister und ersten Herzog begann wieder eine preußische Ostseepolitik. Herzog Albrecht, dessen Gemahlin eine dänische Prinzessin war, ließ sich in seinem steten Unternehmungsgeist in die damaligen skandinavischen Händel verstricken, und es kam schließlich 1535 zu einer ganz stattlichen herzoglichen Flotte von sechs kriegstüchtigen Schiffen, die sogar einmal ein Seegefecht in dänischen Gewässern erfolgreich geliefert haben. Aber später lag die Flotte brach; sie war ein totes Kapital, das mit der Zeit zerrann, obwohl die Kriegsschiffe nach damaliger Art auch als Frachtschiffe eingesetzt wurden. Schließlich fuhren herzogliche Schiffe nur noch auf den ostpreußischen Binnengewässern. Nur noch gelegentlich kam es in der Folgezeit zur Aufstellung von größeren Schiffen zur Verteidigung des Pillauer und Memeler Tiefs. Als Preußen an Brandenburg fiel, rückte erst damit das kurfürstliche Haus an die Ostsee heran, und im Jahre 1605 erschien, wie ein symbolischer Akt, eine allerdings gemietete kurfürstliche Flotte in der Hauptstadt Königsberg. Die Aufgaben zur See die der Große Kurfürst später als die seinen auffaßte, begannen sich abzuzeichnen. N.

Kurt Forstreuter: BEITRÄGE ZUR PREUSSISCHENGESCHICHTE IM 15. UND. 16. JAHRHDT. Reihe „Studien zur Geschichte Preußens", hrgg. von Prof. Dr. Walter Hubatsch-Bonn. Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg. 164 Seiten, kart. DM 18,—.

Uhlenflucht

Unheimliche Geschichten aus Ostpreußen

Uhlenflucht — das war in Ostpreußen die abendliche Stunde, da in Haus und Hof Stille einkehrte, die Fledermaus auf dem Dachboden flatterte, die Hunde plötzlich zu winseln begannen und da man in der Stube spürte: draußen in der Dämmerung geht Unheimliches und Spukhaftes um! Es war die Stunde des Erzählens, die Stunde für Geschichte aus dem geheimnisvollen Zwischenreich.

Dieser Auswahlband, nach ZAUBER DER HEIMAT und FERNES WEITES LAND der dritte in der Reihe der prachtvollen ostpreußischen Erzählungsbände des Königsberger Verlages Gräfe und Unzer, vereint solche Geschichten aus der „Schummerstunde", von 18 bekannten ostpreußischen Autoren: Charlotte Keyser, Katarina Botsky, Tamara Ehlert, Gertrud Papendick, Ruth Geede, Frieda Magnus-Unzer, Toni Schawaller, Adda von Königsegg sowie Hansgeorg Buchholtz, Ernst Wiechert, Karl Herbert Kühn, Johannes Herrmann, Horst Biernath, Siegfried Lenz, Alfred Brust, Kuna Felchner, Gerhard Aick, David Luschnat. Aus ihren Erzählungen erstehen vor dem Leser die Bereiche des Grauens, des Unheimlichen, aber auch des Märchenhaften und Jenseitigen. Anders als sonst sprechen hier Menschen und Landschaft Ostpreußens zu uns. Doch selbst in diesen dunklen Gründen blüht und leuchtet ihre Schönheit.

Der Herausgeber Martin A. Borrmann vervollständigte mit einem Vorwort und interessanten biographischen Notizen über die Autoren den schönen Band. So entstand ein neues gediegenes Hausbuch für alle Ostpreußen, und darüber hinaus ein wertvolles Geschenkbuch für jeden, dem der deutsche Osten nahegebracht werden soll.

UHLENFLUCHT. Unheimliche Geschichten aus Ostpreußen, hrgg. von Martin A. Borrmann. Gräfe und Unzer Verlag, München. 228 Seiten, Leinen DM 9,50.